

# REPUBLIK

Sonderheft «Klima»



# Was wünschten Sie, würden alle über die Klimakrise verstehen?

**«Die Uhr tickt. Es geht um nichts weniger als darum, die Erde ungefähr so zu erhalten, wie wir sie kennen.»**

**Claudia Kemfert**  
Umweltökonomin

**«Es gibt kein Patentrezept zur Lösung der Klimakrise. Die Klimakrise ist ein vielschichtiges Problem, das einen ganzheitlichen Ansatz erfordert.»**

**Sherry Rehman**  
Ministerin für Klimawandel von Pakistan

**«Die aktuelle Klimarevolution könnte uns in allen Bereichen wohlhabender machen.»**

**Rebecca Solnit**  
Schriftstellerin

**«Ich wünschte, eine grosse Mehrheit würde verstehen, dass Klimaschutz kein ‹grünes Anliegen› ist. Es geht um den Schutz von Leben und von unserer Zivilisation.»**

**Reinhard Steurer**  
Assoziierter Professor für Klimapolitik

**Impressum**

Republik  
Sonderheft «Klima»  
Juni 2023

Auflage 5500 Ex.

**Chefredaktion**  
Bettina Hamilton-Irvine  
Daniel Binswanger

**Herausgeberin**  
Republik AG  
Sihlhallenstrasse 1  
CH-8004 Zürich  
kontakt@republik.ch

**Klimalabor**  
Elia Blülle  
David Bauer  
Theresa Leisgang

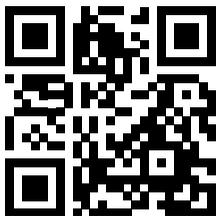
**Konzeption**  
Nick Lobeck  
Richard Höchner  
Sven Gallinelli

**Cover-Illustration**  
Cristina Spanò

**Druck**  
Merkur Druck

**Papier**  
PlanoJet FSC

**Schriften**  
Republik, Rubis, GT America



republik.ch/hallo

**Jetzt testen:  
21 Tage Probezugang  
kostenlos**

**Inhalt**

**5 Ja, Zukunftslust, verdammt!**  
Utopie oder Dystopie? Falsche Frage.  
Doch für einen Klimadiskurs der  
berechtigten Hoffnung kommt es  
tatsächlich auf unsere Erzählungen an.

**10 «Wir brauchen den Klimanotstand»**  
Die Strassenblockaden von Klima-  
aktivistinnen lösen Ärger aus. Warum setzen  
sie auf diese Methode? Haben sie Selbst-  
zweifel? Würden sie auch eine Pipeline  
in die Luft sprengen? Ein Gespräch mit den  
Klebern vom Gotthard.

**16 Können Sie einer Fünffährigen die  
Klimakrise erklären?** Fragen über Fragen.  
Haben Sie ein paar Antworten?

**21 Wir haben kein Recht, vor der Klimakrise  
zu kapitulieren** Menschen, die gegen  
Flut und Feuer kämpfen, können es sich  
nicht leisten, die Hoffnung zu verlieren.  
Warum also sollten wir das tun?

**28 «Ich freue mich auf die Zukunft, die  
wir gerade erschaffen»** Christiana Figueres  
war die treibende Kraft hinter dem letzten  
grossen klimapolitischen Durchbruch.  
Sieben Jahre nach dem Pariser Klima-  
abkommen ist sie hoffnungsvoller denn je.

**32 Sie lieben Fleisch und Käse?  
Das lässt sich ändern** Wie wir lernten, Essen  
zu mögen, das wir früher verschmäht hatten.

**43 What's next, Klimalabor?** Journalismus, der  
uns in der Klimakrise wirklich weiterbringt.

## Editorial

# Die Klimakrise ist hier. Die Lage ist ernst. Was tun?

Wer sich mit dem neuesten Bericht des Weltklimarates IPCC befasst, wird bemerken: Die Klimakrise – eng verbunden mit dem von der Menschheit verursachten Massenaussterben – hat fast alle unsere Lebensbereiche erfasst.

Das ist nicht überraschend, denn letztlich – und das wird in den politisch aufgeladenen Debatten immer wieder vergessen – folgt die Krise physikalischen Gesetzmässigkeiten: Die Wissenschaft kann zwar nicht exakt, aber relativ genau voraussagen, wie sich das Klima verändern wird – so wie sie auch die Flugbahn eines Fussballs berechnen oder mit Raketen ein Fahrzeug auf den 70 Millionen Kilometer entfernten Mars transportieren kann.

Die Klimakrise ist Gewissheit, weil der Temperaturanstieg Tatsache ist. Wir bewegen uns auf eine menschenfeindliche Wirklichkeit zu, die nicht ideologisch konstruiert, sondern rechnerisch vorhersehbar ist. Das gab es auf diese Art in der Geschichte noch nie.

Die physikalische Gewissheit des Temperaturanstiegs kann man leugnen, verdrängen, kleinsprechen – aber letztlich ändert das alles nichts am Umstand, dass die Klimakrise Realität ist. Akzeptiert man diese Realität mit allen drohenden Konsequenzen – schmelzende Pole, steigende Meeresspiegel, tote Korallenriffe –, drängt sich eine düstere Erkenntnis auf: Dieser ökologische Schlamassel kann nur noch mit gigantischen Anstrengungen eingedämmt werden.

«Wir befinden uns im Kampf unseres Lebens, und wir verlieren», sagte Uno-Chef António Guterres an der vergangenen Weltklimakonferenz in Ägypten. «Die Treibhausgasemissionen nehmen zu, die globalen Temperaturen steigen, unser

Planet nähert sich Kippunkten, die das Klima-chaos unumkehrbar machen werden.»

Was ist zu tun? Als Bürgerin, Bürger, als Vater oder Mutter, als Konsumentin, als einer von über 8 Milliarden Menschen, die auf diesem Planeten leben?

Die Frage ist einfach und gleichzeitig nur sehr schwierig zu beantworten.

Einerseits ist klar, dass fossile Brennstoffe als Hauptursache für die Krise im Boden bleiben, dass wir Alternativen zur bisherigen Energieerzeugung finden müssen – und dass das nur dann gelingen kann, wenn sich die Akteure mit struktureller, politischer und wirtschaftlicher Macht zusammenraufen.

Die Rezepte liegen alle in der Schublade, man müsste sie nur öffnen. Allerdings – und das ist wichtig – reicht das allein noch nicht.

Das hält auch der neueste wissenschaftliche Sachstandsbericht des Weltklimarats IPCC fest, dessen dritter Teil im Frühling 2022 veröffentlicht wurde. Die Klimakrise hat technische, soziale, kulturelle, ökologische, ökonomische und politische Komponenten, die ineinandergreifen, voneinander abhängig sind und sich verstärken. In all diesen Dimensionen braucht es Veränderungen – und alle können dazu bereits heute etwas beitragen.

Wie wir uns dazu austauschen und gegenseitig inspirieren können und welcher Journalismus in der Klimakrise wirklich nützlich ist, das versuchen wir im Klimalabor der Republik gemeinsam herauszufinden.  
Herzlich willkommen!



# Ja, Zukunftslust, verdammt!

Utopie oder Dystopie? Falsche Frage. Doch für einen Klimadiskurs der berechtigten Hoffnung kommt es tatsächlich auf unsere Erzählungen an.

Von Daniel Graf (Text) und María Jesús Contreras (Illustration)

## 1. Erzähl mir vom Untergang

Der Ruf der Apokalypse hat zuletzt ziemlich gelitten. Seit sich das Weltende nicht mehr bevorzugt im Popcorn-Kino abspielt, sondern in Form des drohenden Klimakollapses die Medien, die Debatten und das Lebensgefühl durchdringt, werden auch die Klagen über den Sound der Klimadebatte lauter: Bitte nicht immer nur Weltuntergang! Schluss mit den ständigen Dystopien! Gebrauchte würden vielmehr positive Geschichten, Visionen, Utopien – als Mutmacher und Motivation.

Richtig daran ist: Ohne Hoffnungsperspektive gibt es keinen Kampf gegen die Klimakatastrophe. Wohligen Untergangsruseln ist für jede Art von Problemlösung als Allerletztes zu gebrauchen. Und die politischen Fragen der Klimakrise haben tatsächlich aufs Engste mit unseren Erzählungen zu tun, mit der Art, wie wir über die Krise sprechen.

Allerdings, was die Anhänger erbaulicher Happy-End-Stories übersehen: Klimaangst und -verzweiflung entstehen nicht allein durch Horrorszenerien – sondern vor allem durch politische Tatenlosigkeit, inhaltsleeren Optimismus und falschen Trost. Wenn es 2 vor 12 ist und man den Problembewussten mit einer Kombi aus Beschwichtigen und Verharren kommt, ist das kein Mutmacher, sondern eher Anlass zur Panik. Oder wie es Greta Thunberg in dem von ihr herausgegebenen «Klima-Buch» ausdrückt (das mit seiner in globaler Kooperation entstandenen Vieltimmigkeit ein absolutes Referenzwerk geworden ist): Für «die jungen Leute, die in den Statistiken als «besorgt» oder «extrem besorgt» auftauchen, «sind Meldungen über die Klimakrise nicht annähernd so deprimierend wie die Tatsache, dass diese Meldungen ignoriert werden».

Das entspricht exakt dem, was gross angelegte internationale Studien zur Klimaangst bei jungen

Menschen jüngst ergeben haben: Ungenügende politische Reaktionen auf den Klimanotstand sind der grosse Angsttreiber – nicht apokalyptisch grundierte Warnungen. Und die Literaturwissenschaftlerin Eva Horn, die sich auf Zukunftserzählungen und die Narrative der Klimakrise spezialisiert hat, hält in einem brillanten Essay fest: Wir brauchen die Schwarzmalerei – und zwar eine, die nicht defätistisch, sondern kritisch, ernsthaft, realistisch und mit einem scharfen Bewusstsein für die akute Dringlichkeit argumentiert.

Rehabilitierung also für die Dystopie. Und wo bleiben die positiven Erzählungen?

Der Witz ist: Was Eva Horn als Eigenschaften düsterer Zukunftsprognosen aufzählt, liesse sich ganz ähnlich auch für die Klima-Utopien der Literaturgeschichte von Ernest Callenbachs «Ökotopia» (1975) bis zum Roman «Ministerium für die Zukunft» (2021) des Science-Fiction-Autors Kim Stanley Robinson postulieren. Und es ist eine für die Klimadebatte durchaus instruktive Pointe, dass in einschlägigen literaturwissenschaftlichen und philosophischen Lexika die Dystopie gar keinen eigenen Eintrag hat. Sie wird dort nämlich, als negative Version, unter dem Stichwort Utopie abgehandelt. Das hat spezifisch kulturhistorische Gründe, die hier nicht weiter interessieren, aber es führt auf einen für die Klimadiskussion zentralen Punkt: Utopie und Dystopie lassen sich als komplementär, als zwei Seiten derselben Medaille verstehen. Damit entgeht man der irreführenden Logik eines angeblichen Gattungstreits – und bekommt die politischen Fragen präziser in den Blick.

Denn egal, ob utopische Zukunftsentwürfe vom erfolgreichen Zurückdrängen der Bedrohung erzählen oder die düstere Zukunftsvision das menschliche Scheitern vor Augen stellt: Gesellschaftskritisch produktiv sind solche Hochrech-



republik.ch/z/zlust

Dieser Beitrag erschien am 14.02.2023 auf republik.ch

nungen der gegenwärtigen Ausgangslage in eine (nahe) Zukunft dann, wenn sie konkrete Handlungsoptionen aufzeigen – und noch grundsätzlicher: indem sie exemplarisch vorführen, dass Handeln nötig und möglich ist. Dass die Zukunft nicht determiniert ist, auch jetzt noch nicht. Sondern von menschlichen Entscheidungen abhängt.

«Utopie oder Dystopie?», «Pessimismus oder Optimismus?» sind deshalb falsch gestellte Fragen.

Die eigentlichen Fragen sind: Wie entdecken und aktivieren wir in uns selbst die Entschlossenheit zur Veränderung? Den Glauben an die Wirksamkeit des eigenen Handelns? Den Willen, es endlich anders zu machen?

Welche Tricks helfen gegen Lähmung und Defätismus? Welche Einstellungen braucht es, um sich selbst als Teil der Veränderung zu begreifen? Was hilft gegen Zynismus und das Gefühl von Aussichtslosigkeit?

Kurz: Wie entsteht, trotz allem, so etwas wie Zukunftslust? Und zwar nicht naiv-weltflüchtig, sondern aufgeklärt-engagiert?

In ihrer gesellschaftskritischen, von der realen Gegenwart ausgehenden Variante sind der klimautopische ebenso wie der klima-dystopische Zukunftsentwurf *beide* Impulserzählungen: Sie sind auf Konsequenzen aus – und realisieren ihr Potenzial überhaupt erst *in* ihnen. Die Enden, die sie erzählen, sind in Wirklichkeit immer nur Anfänge: Sie übergeben das Staffelholz an uns.

Für das Verhältnis von Klimanotstand und Erzählen heisst das nichts anderes, als dass es die Position des blossen Lesers nicht gibt. Wenn die Klimakrise zwar in unterschiedlicher Weise, aber dennoch jede Einzelne betrifft, dann ist auch jeder Lebensentwurf, jede unserer Selbsterzählungen davon betroffen.

Mit anderen Worten: Wir brauchen eine Zukunftserzählung mit dem Arbeitstitel «Der Kampf gegen die Klimakatastrophe und ich».

## 2. Selbsterzählungen oder: Grammatik der Klimakrise

Geschichten, ob in der Literatur oder im Alltag, werden normalerweise in der Vergangenheitsform (und manchmal im Präsens) erzählt. Beim Nachdenken über unsere eigene Rolle in Sachen Klimawandel aber hilft eine eher abseitige grammatikalische Zukunftsform.

Das jedenfalls ist die Idee der von dem Soziologen Harald Welzer ins Leben gerufenen Stiftung Futurzwei, an die sich einmal wieder zu erinnern lohnt, weil ihr Grundgedanke nach vielen Jahren Klimadebatte noch immer zu den besonders inspirierenden gehört. Er geht so: Menschen handeln dann am verantwortungsvollsten, wenn sie sich selbst nach den ethischen Massstäben ihres zukünftigen Ichs (oder späterer Generatio-

nen) beurteilen – sozusagen aus dem Futur zwei, der vollendeten Zukunft heraus. Also: Welches Leben werde ich geführt haben? Was werde ich getan, was unterlassen haben? Wie will ich später, im Rückblick, erinnert werden? Oder konkreter: Wo werde ich beim Kampf gegen die Klimakrise Teil des Problems, wo Teil der Lösung gewesen sein?

Produktiv ist solches Fragen nicht, weil dabei die wahrscheinlich einzigen Sätze rauskommen, bei denen tatsächlich mal jemand ausserhalb von Grammatiklehrbüchern Sätze in diesem reichlich verschrobenen Tempus formuliert. Sondern weil solche Art der Selbstbefragung als moralische Richtschnur dient und sich auf sehr konkrete, machbare Alltagsvorhaben runterbrechen lässt: Welches selbst gewählte Ziel will ich bis zum Zeitpunkt X erreicht haben? Wo will ich mich engagiert, wofür will ich mich eingesetzt haben? Oder ganz schlicht: Welche Gewohnheit ändere ich als Nächstes?

Im Unterschied zum neoliberalen Selbstoptimierungswahn ist diese Art der fortlaufenden Selbsterzählung kein Mittel, sondern Zweck: Es dient nicht dem nächsten Wettbewerbsvorteil im spätkapitalistischen Gerangel. Sondern trägt das Versprechen in sich, mit den eigenen Werten in Einklang zu kommen.

Aus aufgeklärten Selbsterzählungen, die zu konkretem Handeln führen, entstehen reale Erfahrungen von Selbstwirksamkeit – die wiederum auf einen überindividuellen Wertekompass bezogen sind. Das schafft so etwas wie: Hoffnung, Orientierung, Sinn.

Weil Zukunft das ist, was in der Gegenwart geschaffen wird, gilt auch: Unsere Zukunftsentwürfe prägen jetzt das Handeln.

Futur zwei ist ein Gegenwartstempus.

## 3. Bullshit-Erzählungen

Futur zwei, schön und gut. Trotzdem kennen vermutlich die meisten den Effekt, dass trotz Klimangst und Krisenbewusstsein nicht unbedingt das entschlossene Handeln dominiert – sondern Ohnmachtsgefühle, Entmutigung, Untätigkeit.

Wenn auch das etwas mit dem Klimadiskurs und mit gängigen Narrativen zu tun hat, dann reicht es vermutlich nicht, zu fragen, welche Erzählungen und Sprechweisen fehlen oder zu wenig Raum einnehmen. Sondern auch, welche Narrative einer Veränderung im Weg stehen. Welche Diskurse in Wirklichkeit nur Ablenkungsmanöver, Nebelpetarden und Ausreden sind. Welche Erzählungen vielleicht einzig zu dem einen Zweck erfunden wurden, dass es *nicht* vorangeht.

Dafür genügt manchmal schon die sinnentstellende Verwendung einzelner Wörter. Zum Beispiel, wenn Klimaaktivistinnen ständig das Label «radikal» aufgedrückt wird, obwohl sie

**«Utopie oder Dystopie?»,  
«Pessimismus oder Optimismus?»  
sind deshalb falsch gestellte Fragen.**

nichts anderes fordern, als dass sich die Staaten an das 1,5-Grad-Ziel halten, zu dem sie sich längst bekannt haben.

Zweites Beispiel: Man appelliert an tief sitzende Verlustängste nach dem Muster «Unser Wohlstand ist bedroht». Leider unterläuft das ungewollt auch der progressiven Seite, wenn sie verkündet, die Menschen müssten akzeptieren, dass «die besten Jahre vorbei» seien. Man versteht ja, wie es gemeint ist: *degrowth*, weg vom Wachstumsfetisch – völlig einverstanden. Aber was soll dabei die Rede vom «Besten»?

Die Philosophin Carolin Emcke hat es kürzlich auf den Punkt gebracht: «Das Beste, das jetzt vorbei zu sein scheint, war doch gar nicht das Beste.» In der Tat: Der alte «Fortschritt», war das nicht der Naturzerstörungs- und Ausbeutungsfortschritt, der uns die ganze Misere überhaupt erst eingebrockt hat? Wer also meint, dass «das Beste» vorbei ist, muss ehrlicherweise fragen: Das Beste für wen? Und wer hat den Preis dafür bezahlt?

Die Krux am Erzählen ist: Solange eine Geschichte von aussen nach Kohärenz aussieht und vielleicht sogar noch an eingeschliffene Narrative andocken kann («die fetten Jahre sind vorbei»), kommt uns schnell plausibel vor, was in Wirklichkeit nur einer Pseudologik folgt. Oder weniger förmlich: Wenn die Verpackung stimmt, lassen wir uns auch gern mal Bullshit unterjubeln.

Diskussionen um utopische oder dystopische Erzählungen wirken deshalb leicht etwas ätherisch, wenn sie nicht komplementär auch ein wenig diskursive Aufräumarbeit verrichten – und die Bullshit-Stories entsorgen, die weit mehr Schaden anrichten als jede aufgeklärte Schwarzmalerei.

Einen ewigen Klassiker dieser Bullshit-Erzählungen hat die Autorin Hilal Sezgin in ihrem Buch «Nichtstun ist keine Lösung» als Phänomen der «Minimalisierung» beschrieben: Man redet alles, was in die richtige Richtung geht, systematisch klein – und spielt die einzelnen Ansätze gegeneinander aus. Auf die Klimakrise übertragen, geht das zum Beispiel so: Klimafreundliche Produkte? Damit rettest du die Welt auch nicht! Petitionen? Sind noch keine Politik. Klimabewusst wählen? Delegiert nur die Verantwortung. Sich politisch engagieren? Machst du doch nur aus Geltungsdrang. Demonstrieren? Nützt nix – man müsste in den politischen Machtzentren sitzen.

Dieses Spielchen lässt sich natürlich endlos weiterspielen – und immer wäre etwas anderes gerade viel wirkungsvoller (das man dann allerdings genauso unterlässt). Der Taschenspielertrick ist jedes Mal derselbe: Falsche Konkurrenz werden konstruiert. Als müsste man, um das eine zu tun, das andere lassen. Als gäbe es irgendein Wundermittel, das das ganze Problem auf einmal löst.

### «Das Beste, das jetzt vorbei zu sein scheint, war doch gar nicht das Beste.»

Carolin Emcke

Ein anderes Standardnarrativ der Bremserinnen und Miesepeter gegenüber denen, die aktiv werden, lautet: Die machen das doch nur, um sich gut zu fühlen. Daniel Strassberg hat kürzlich in seiner Republik-Kolumne dargelegt, dass darin ein Trugschluss liegt, der die konstruktive Kraft des guten Gefühls unterschätzt. Die suggestive Rhetorik solcher Sätze will aber ohnehin nicht auf ein Sachargument hinaus, sondern spielt auf die Person. Mit der pauschalen Unterstellung, es gehe dabei «nur» um das gute Gefühl, liesse sich jede einzelne sinnhafte Handlung auf der Welt diskreditieren. Und wieder wird mit falscher Konkurrenz operiert, als dürfe es zwischen Altruismus und Eigeninteresse keine Schnittmengen geben.

Soll es etwa die Bedingung einer guten Tat sein, sich danach schlecht fühlen zu müssen? Streicht man aus dem Satz die Unterstellung «nur» und übersetzt, was dann da eigentlich steht, wird umso deutlicher, wie abstrus solche Vorwürfe sind: Du tust das Sinnvolle, weil es dir sinnvoll scheint! – Ähm, ja genau.

Die schädlichste, weil scheinbar plausibelste Bullshit-Erzählung ist aber eine andere. Ihre Kurzformeln lauten: «Das bringt doch alles nichts» oder «Alles, was ich tun kann, ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein».

Die Macht dieser Erzählung liegt darin, dass sie ein Lebensgefühl zum Ausdruck bringt, das vermutlich selbst die unverbesserlichsten Optimisten kennen. Spätestens mit der erdrückenden Präsenz der aktuellen Polykrise – Klima, Covid, Krieg ... –, spätestens mit dem x-ten ergebnislosen Klimagipfel müsste man völlig abgestumpft sein, um nicht zumindest hin und wieder von einem dröhnenden Gefühl der Ohnmacht, von heilloser Überforderung, von scheinbar totaler Aussichtslosigkeit überfallen zu werden. Das ist menschlich und phasenweise geradezu unvermeidlich.

Dennoch trifft Rebecca Solnit den zentralen Punkt, wenn sie sagt, wir haben kein Recht zu kapitulieren – schon gar nicht, wenn «wir» die Bewohner der westlichen Wohlstandszonen meint. Aus dem historisch verursachten Klimanotstand resultiert eine unhintergehbare Verantwortung, im Sinne von *responsibility* ebenso wie von *accountability*: für künftige Generationen, für die jetzt schon am stärksten Betroffenen, für das nicht menschliche Leben und angesichts der längst sich auch hier vollziehenden Katastrophe immer mehr auch für uns selbst.

Allein dieser ethische Imperativ wäre Grund genug, gegen jede Form von Defätismus Einspruch zu erheben – und die Narrative der Hoffnungslosigkeit zurückzuweisen. Aber auch jenseits von normativen Argumenten zeigt sich: Die Erzählung mit dem Refrain «bringt doch alles nichts» verliert bei genauerem Hinsehen jegliche

Plausibilität. Paradoxerweise steckt darin zugleich eine Überschätzung und eine Unterschätzung des Einzelnen. Eine Überschätzung, weil die Klage über den winzigen eigenen Wirkungsraum so tut, als müsste eine einzelne Person, wie im Superhelden-Film, den Karren auch ganz allein aus dem Dreck ziehen können. Hinter dem Lamento über die geringe eigene Wirkung steckt also womöglich eine völlig überzogene Erwartungshaltung (und vielleicht auch eine Portion Narzissmus). Noch einmal Greta Thunberg:

Auf keinen Fall können wir erwarten, dass wir als Einzelne das Fehlverhalten von Regierungen, Medien, multinationalen Konzernen und Milliardären kompensieren sollten. Diese Vorstellung ist absurd. Als Individuen können wir zwar vieles tun, aber diese Krise ist nichts, was ein Mensch allein bewältigen könnte.

Der eigentliche Irrtum aber ist die Gering-schätzung des eigenen Spielraums. Denn abgesehen davon, dass die Überzeugung, etwas Sinnvolles zu tun, schon mal mindestens einen Effekt auf einen selbst hat: Im sozialen Kontext wirkt das Tun jedes Einzelnen immer auch auf andere. Es ist Vorbild, Ermutigung, abschreckendes Beispiel oder das Aufzeigen von Alternativen – ein lebender Beweis, dass es auch anders geht. Das Argument, das eigene Tun sei wirkungslos, kann konsequent nur vertreten, wer von sich selbst als einem isolierten Ich denkt. In Wirklichkeit stehen wir in komplexer Verbindung zu anderen. Schon deshalb ist das, was wir tun, alles andere als gleichgültig.

Klingt zu blumig?

Man kann es auch ganz nüchtern mathematisch betrachten. Jeder Schritt zu einem ökologischeren Konsum, jede Handlung, die auch einen anderen zum Umdenken animiert, jedes wirklich eingesparte Gramm CO<sub>2</sub> macht einen winzigen Unterschied. Es ist aufs Ganze besehen ein lächerlich geringer Beitrag – aber er ist grösser als null. Jeder einzelne dieser Schritte ist zudem ein Statement gegen den Zynismus, die Lähmung, das Einverständnis mit der eigenen Tatenlosigkeit. Und nichts, nichts von all dem war umsonst.

Isoliert betrachtet ist jeder dieser verschwindend kleinen Beiträge ein Tropfen auf den heissen Stein. Aber es trifft die Realität eher, wenn wir ihn uns als Tropfen in ein riesiges Reservoir denken. Und das gilt selbst dann, wenn wir ignorieren, dass manche dieser winzigen Aktionen – eine Jugendliche geht freitags zum Schulstreik – Gewaltiges auslösen können. Weil es neben der Winzigkeit auch so etwas wie Inspiration und Nachahmung gibt.

#### 4. Noch einmal: Futur zwei

Es ist schwer, nach Feierabend ehrenamtlich die Welt zu retten, wenn andere sie hauptberuflich zerstören.

Eckart von Hirschhausen

Die Soziologin Alexandra Schauer hat vor kurzem eine beeindruckende, aus historischen Tiefenbohrungen gewonnene Gegenwartsdiagnose unter dem von Günther Anders geborgten Titel «Mensch ohne Welt» vorgelegt. Ihr Befund ist auf den ersten Blick von niederschmetternder Düsternis.

Einerseits, so Schauer, entfremde sich der Mensch von der Welt, weil diese «nicht mehr als Ort kollektiver Selbstverständigung und politischer Gesellschaftsgestaltung» begriffen wird; andererseits entfremde er sich von sich selbst, «weil er nicht versteht, wie sein eigenes Leben mit der Gesellschaft, die ihn umgibt, in Zusammenhang steht»:

*Mensch ohne Welt* soll heissen: In der Gegenwart geht das Verständnis dafür verloren, wie das Leben des Einzelnen mit dem Leben der Anderen durch ein Beziehungsgeflecht verbunden ist, das durch gemeinsames Handeln gestaltet werden kann.

Zu verzeichnen sei, so Schauer weiter, ein dramatisches «Schwinden des Möglichkeitssinns». Die Folge aus all dem: «eine nie dagewesene Kluft zwischen der Notwendigkeit zum Handeln und der Fähigkeit dazu».

Nun könnte man fragen, ob diese Perspektive, so überzeugend sie hergeleitet ist, nicht doch vor allem die Verhältnisse im Globalen Norden widerspiegelt. Aber das Entscheidende ist: Wenn die emotionale Ausgangslage des «Menschen ohne Welt» die der Isolation und Abkoppelung ist, dann ist es essenziell, dass wir wieder die Verbindung zu unserer Umgebung herstellen und uns als Teil einer Bewegung begreifen. Und wenn das zentrale gesellschaftliche Problem ein akuter Mangel an Möglichkeitsdenken ist, dann braucht es nichts dringender als Praktiken zur gemeinsamen Kultivierung des Möglichkeitssinns.

Denn Hoffnung, vielleicht sogar so etwas wie Zukunftslust, entsteht nicht theoretisch, nicht allein durch Reden und Konzepte. Und schon gar nicht durch abwarten, bis sich die Mächtigen der Welt auf einen Masterplan geeinigt haben. Sondern durch gelebte kollektive Praxis.

Wer diesen Gedanken den Aktivistinnen, Künstlern und Philosophinnen nicht glauben will, der kann sich an die neueste psychologische Forschung halten. Die Studien zur Klimaangst bei jungen Menschen belegen nämlich eindrucksvoll:

**Jeder Schritt zu einem ökologischeren Konsum, jede Handlung, die auch einen anderen zum Umdenken animiert, jedes wirklich eingesparte Gramm CO<sub>2</sub> macht einen winzigen Unterschied.**

Das wirksamste Gegenmittel sind konkrete Erfahrungen gemeinsamen Handelns. Eine brauchbare Futur-zwei-Erzählung von uns selbst kann deshalb nur eine sein, die das Ich in Relationen der Verbundenheit denkt. Die Frage «Wer willst du gewesen sein?» muss präziser lauten: «Wer willst du gewesen sein – in Bezug auf andere?»

In politisches Denken übersetzt, führt das direkt auf den Begriff der Solidarität. Klimagerechtigkeit ist und bleibt die wichtigste politische Aufgabe der Gegenwart und Zukunft, weil Klimapolitik ohne soziale Gerechtigkeit im Weltmassstab wie innerhalb der Gesellschaften niemals auf nachhaltige Akzeptanz stossen wird.

Aber alle Anstrengungen in diese Richtung bleiben abstrakt, wenn es ausschliesslich um politische Konzepte geht. Um auch eine nachwachsende Ressource der Hoffnung zu werden, müssen Ideen in konkrete gemeinschaftliche Praxis übergehen: von kollektiven Aktionen und politischen Initiativen bis zum gelingenden Gespräch, zur erkenntnisstiftenden Debatte und zu

allen Formen wechselseitiger Inspiration. Der Mut, die Klugheit und die Klarheit anderer können in Momenten eigener Lähmung eine mächtige Energiequelle sein, an die sich der «Mensch ohne Welt» dringend wieder anschliessen muss. Wir müssen ein Stück weit unsere eigene Hoffnung selber herstellen – durch die sinnstiftende Interaktion mit anderen.

Futur zwei also heisst: Wo willst du mitgemacht haben? Zur Auswahl stehen mindestens: Team Climate Justice und Team Kopf in den Sand.

## PS

«Jede Sekunde bestand aus 5 Chancen / zur Intervention», schreibt der Berliner Lyriker Asmus Trautsch in seinem Gedicht «Holozän». Die Pointe liegt offenbar auch hier in der grammatischen Zeit. Die Vergangenheitsform, so muss man die Zeilen wohl deuten, zeigt an: Weil wir zu lange gewartet haben, sind die Spielräume jetzt kleiner, die Anzahl der Chancen geringer geworden.

Aber sie ist definitiv grösser null. **R**

## Zum Weiterlesen

Maja Göpel: «Wir können auch anders. Aufbruch in die Welt von morgen». Unter Mitarbeit von Marcus Jauer. Ullstein, Berlin 2022. 368 Seiten, ca. 30 Franken.

Ulrike Herrmann: «Das Ende des Kapitalismus. Warum Wachstum und Klimaschutz nicht vereinbar sind – und wie wir in Zukunft leben werden». Kiepenheuer & Witsch, Köln 2022. 352 Seiten, ca. 35 Franken.

Alexandra Schauer: «Mensch ohne Welt. Eine Soziologie spätmoderner Vergesellschaftung». Suhrkamp, Berlin 2023. 704 Seiten, ca. 47 Franken.

Greta Thunberg (u. a.): «Das Klima-Buch». Aus dem Englischen von Michael Bischoff und Ulrike Bischoff. Mit zahlreichen Fotos, Schaubildern und Grafiken. S. Fischer, Frankfurt am Main 2022. 512 Seiten, ca. 50 Franken.

## Was wünschten Sie, würden alle über die Klimakrise verstehen?



1. «Es müssen nicht alle was verstehen, nur der Globale Norden: Durch unseren Hyperkonsum und fossilen Lifestyle wurde die Klimakatastrophe erst möglich.
2. Diese Schuld ist historisch und aktuell.
3. Daher ist es an uns, dem Globalen Norden, endlich zu handeln.
4. Gute Nachricht: Wir müssen nur beginnen. Alle Lösungen sind schon da.»

**Katja Diehl**

Autorin von «Autokorrektur – Mobilität für eine lebenswerte Welt»

# «Wir brauchen den Klimanotstand»

Die Strassenblockaden von Klimaaktivistinnen lösen Ärger aus. Warum setzen sie auf diese Methode? Haben sie Selbstzweifel? Würden sie auch eine Pipeline in die Luft sprengen? Ein Gespräch mit den Klebern vom Gotthard.

Von Elia Blülle, Carlos Hanimann (Text) und Goran Basic (Bilder)

**Die Nachrichten sind voll mit Berichten über Klimaproteste. In Berlin hat die «Letzte Generation» diese Woche mehrmals Strassen blockiert und viel Ärger ausgelöst. Sie selbst landeten an Ostern prominent im «Blick», gar mit Foto und Namen auf der Titelseite. Fast alle Medien des Landes berichteten über Sie. Was genau ist da passiert?**

**Max Voegtli:** Wir haben während 36 Minuten die Gotthardautobahn blockiert.

**Daria Wüst:** Es war alles sehr stressig. Ich wusste an diesem Morgen nur, dass ich mich irgendwo in der Schweiz auf die Strasse kleben würde. Ich wusste nicht, wo, wann und mit wem. Ich stand sehr früh auf, fuhr mit dem Zug los und begriff erst auf dem Weg zum Gotthard langsam, wohin wir fahren. Da wurde die Anspannung grösser.

**Sie wussten am Morgen also nicht, wo Sie sich festkleben würden?**

**Wüst:** Nein.

**Ist das nicht beängstigend?**

**Wüst:** Nein, ich wusste ja, was ich machen würde. Ob das jetzt in Zürich ist oder am Gotthard, ist für mich nicht ausschlaggebend.

**Moritz Bischof:** In meinem Kopf klappt

eine grosse Lücke. Ich musste unser Instagram-Live-Video nachschauen, um mich zu vergewissern, dass ich wirklich auf der Strasse klebte. Während der Blockade zitterte ich permanent. Ein Auto hinter mir hupte eine Minute lang durchgehend. Das war extrem laut. Die Leute schrien. Sehr viele Eindrücke, in sehr kurzer Zeit. Ich kann sie kaum auseinanderdröseln.

**Wie haben Sie die Reaktion der Autofahrerinnen erlebt?**

**Bischof:** Sie haben geflucht. «Geht arbeiten!» Solches Zeug. Das habe ich schon oft gehört. An einem Karfreitag ist das schon fast wieder lustig.

**Wüst:** Das war nicht meine erste Aktion. Ich wusste, was auf mich zukommt. Aber so viel Aggressivität wie am Gotthard habe ich noch nie erlebt. Ich kann verstehen, dass die Menschen wütend werden. Wirklich. Aber in diesem Ausmass? Es war schockierend. Ein Auto hinter Moritz und mir fuhr ganz nah ran und liess den Motor immer wieder aufheulen. Es war das erste Mal, dass ich mich bei einer Aktion fragte: Was, wenn der nicht bremst? Ich hatte Angst.

**Warum sind Sie nicht sofort wegge-  
laufen? Sie waren ja noch nicht  
festgeklebt.**

**Wüst:** Auf keinen Fall!

**Voegtli:** Das ist das Schlimmste, was man machen kann. Wenn Daria die Kette verlässt, bringt sie Moritz in Gefahr, weil

die Autofahrer sofort versuchen, sich durch die Lücke zu quetschen. Sehr gefährlich.

**Warum, glauben Sie, regen sich die Menschen dermassen über Sie auf?**

**Voegtli:** Für sie ist die Blockade das Schlimmste, was ihnen in diesem Moment passieren kann.

**Wüst:** Wenn die Leute im Stau sitzen, sehen sie den Zusammenhang der Blockade und der Klimakrise nicht. Sie sehen in diesem Moment nicht, dass es ums grosse Ganze geht. Wir sitzen da, weil die Erde brennt – und nicht, weil wir die Autofahrer persönlich angreifen wollen.

**Der Zusammenhang ist auch nicht einfach zu erkennen: Sie nerven unbescholtene Bürger, die sich ein paar freie Tage im Tessin gönnen.**

**Voegtli:** Das stimmt. Und das ist un- schön. Aber sie sind nicht die Einzigen, die wütend sind. Ich bin auch wütend.

**Aber diese Leute tragen doch keine Schuld.**

**Voegtli:** Die Autofahrerinnen sind nicht schuld, aber die Klimakrise betrifft sie. Sie werden leiden. Wir werden leiden. Frankreich erlebt gerade eine dramatische Dürre. Italien auch. Die Menschen leiden. Aber wir tun so, als ob das nicht so wäre.

**Wüst:** Die Leute haben vielleicht hart gearbeitet, und sie würden sich das freie



republik.ch/z/kleber

Dieser Beitrag erschien am  
29.04.2023 auf republik.ch



## «Wir stehen dazu, was wir machen. Wir sind ganz normale Menschen, die Angst haben um ihre Zukunft»

Moritz Bischof, Daria Wüst und Max Voegtli (von links).

Bild: Goran Basic

### Zu den Personen

**Moritz Bischof**, 24 Jahre alt, Student an der ETH Zürich, war am Gotthard erstmals an einer Strassenblockade beteiligt und hat sich an den Boden geklebt.

**Daria Wüst**, 24 Jahre alt, Molekularbiologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der ETH Zürich, war schon mehrmals an Störaktionen beteiligt, hat sich am Gotthard auf den Boden geklebt.

**Max Voegtli**, 30 Jahre alt, kaufmännischer Angestellter und Vollzeitaktivist bei «Renovate Switzerland», war am Gotthard für den Dialog mit den Autofahrern und der Polizei zuständig.

Wochenende verdienen. Aber wir alle verdienen es auch, in einer Welt zu leben, in der man noch ins Tessin reisen kann. Wir rasen in eine Klimahölle, und es ist an der Zeit, dass wir das realisieren. Es tut mir wirklich aufrichtig leid, diese Leute zu stören. Sie dürfen in diesem Moment wütend sein. Das ist okay.

**Sie werden angebrüllt, geschubst, getreten. Aus dem Ausland kennt man Videos, in denen Klimaaktivistinnen Opfer physischer Gewalt werden. Macht Ihnen das Angst?**

**Wüst:** Mir war es schon ein wenig mulmig, als mein Name, Alter und Beruf überall in den Medien kursierten. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie viele Mails ich erhielt. Ich hatte im ersten Moment Angst, dass der *hate* eskalieren könnte, es zu viel wird. Aber: Ich stehe zu der Aktion. Ich bereue nichts. Ich werde es wieder tun.

**Was stand in den Mails, die Sie bekamen?**

**Wüst:** Gleich am Freitag oder am Samstag kamen etwa zwanzig, dreissig Mails, in denen es immer wieder hiess, ich solle mir einen Job suchen. Irgendwie witzig, weil sie mir ihre Nachricht an meine Arbeitsadresse schickten. Ab Montag habe ich dann aufgehört zu lesen. Die Inhalte wiederholten sich nur noch. Eine Mail fand ich heftig. Der Absender schrieb, er sei gegen Abtreibung, aber in meinem Fall wäre es ein *blissing* für die Menschheit gewesen.

**Lässt Sie das kalt?**

**Bischof:** Nein. Ich habe schon Respekt – zum Beispiel wenn ich lese, dass Personen meine Wohnadresse im Internet veröffentlichten wollen.

**Gleichzeitig exponieren Sie sich selbst sehr stark, kommunizieren in**

**den Medienmitteilungen Name, Foto und Beruf.**

**Wüst:** Wir stehen dazu, was wir machen. Wir sind ganz normale Menschen, die Angst haben um ihre Zukunft. Wir wollen, dass die Leute sich mit uns identifizieren können. Schaut uns an: Wir sind doch keine abgedrifteten Verschwörungstheoretikerinnen.

**Bischof:** Wir sind nahbarer, wenn wir mit unserer Identität zu den Blockaden stehen. Die Leute sehen: Ah, der ist wie ich.

**Wie oft denken Sie im Alltag an die Klimakrise?**

**Voegtli:** Jeden Tag.

**Gibt es Momente, in denen Sie nicht daran denken?**

**Wüst:** Wenn ich mich im Labor mit Molekülen beschäftige, Proteine isoliere, sehe, dass das alles so unbedeutend winzig und doch so faszinierend ist. Dann ist mein Kopf völlig frei, alles dreht sich in diesem Moment nur um eine Zelle und nicht ums grosse Ganze.

**Voegtli:** Ich habe eine Saisonkarte vom FC Basel. Einmal pro Woche ins Stadion, einmal daheim, einmal auswärts, zwei Stunden rumschreien, alles rauslassen. Ich brauche solche Momente, sonst ginge ich unter.

**Bischof:** Manchmal erdrückt mich das alles. Ich komme nicht davon los. Und da ist es dann schon entspannend, wenn man für ein paar Stunden so tun kann, als würde das alles nicht existieren, als hätten wir eine normale Jugend, ein normales Erwachsenenalter, wo man sich nicht mit der Klimakrise auseinandersetzen muss.

**Was wollten Sie werden, als Sie noch Kinder waren?**

**Wüst:** Das, was ich jetzt bin: Molekularbiologin.

**Voegtli:** Ich wäre gern für Greenpeace auf das Schiff Rainbow Warrior. Dann überzeugte mich aber mein Vater, etwas Vernünftiges zu machen.

**Hat Sie die Klimakrise von Zukunftsplänen abgehalten?**

**Wüst:** Letztes Jahr habe ich meinen Master abgeschlossen und wollte direkt doktorieren. Doch dann habe ich die Berichte des Weltklimarates IPCC gelesen und mich damit auseinandergesetzt. Deswegen arbeite ich derzeit nur als wissenschaftliche Assistentin. Weil ich nicht glaube, dass wir eine Zukunft haben, wenn es so weitergeht. Wozu doktorieren, wenn es keine Perspektive gibt?

**Voegtli:** Ich bin dreissig, habe acht Jahre in grossen Firmen gearbeitet, machte Karriere. Dann habe ich vor zwei, drei Jahren angefangen, mich mit der Klimakrise zu beschäftigen. Ich wechselte den Job. Engagierte mich auf der Arbeit für mehr Nachhaltigkeit. Aber ich sah auch in meiner neuen Rolle die Differenz zwischen dem, was geredet, und dem, was getan wird. Da fing ich bei «Renovate Switzerland» an und fand: Die machen was. Kein Blabla.

**Bischof:** Nein. Ich habe ein gutes Gleichgewicht gefunden mit dem Teilzeitstudium. Ich bin froh, zweigleisig fahren zu können.

**Welche Erfahrungen haben Sie politisiert?**

**Voegtli:** Ich habe Politik studiert. Ich war schon immer politisch, ich las Karl Marx mit vierzehn Jahren ...

**Wüst:** Ich würde mich nicht als politisiert bezeichnen. Es gab auch nicht den einen Moment. Es gab politische Menschen in meinem Umfeld. Und dann habe ich den Gardasee gesehen. Wie ausgetrocknet er ist.

**Wo verorten Sie sich politisch?**

**Wüst:** Der Kampf für eine klimagerechte Zukunft ist keine politische Frage. Ja, wahrscheinlich bin ich links. Aber es geht ums Überleben. Das sollte im Interesse des ganzen Spektrums sein und nicht nur in dem von einer Partei. Es sollte auch das Ziel der SVP sein, ein kollektives Sterben zu verhindern. Ich sehe mich nicht als politisch aktiven Menschen. Ich will einfach überleben.

**Wie konsequent müssen Sie in Ihrem Privatleben sein? Erlauben Sie sich zum Beispiel das Fliegen?**

**Voegtli:** Nein, aber ich werde dieses Jahr nach China fliegen, um meinen Vater zu beerdigen. Was man in seinem Alltag tut und nicht tut, muss jeder für sich selbst entscheiden – uns geht es immer ums System. Ich habe nichts dagegen, wenn jemand einmal für den Urlaub nach Amerika fliegt.

**Bischof:** Ich habe das lange nicht mehr gemacht, aber ich finde auch, es darf Ausnahmen geben, um beispielsweise seine Familie zu besuchen.

**Sie wollen, dass die Klimakrise als systemische Krise begriffen wird. Stattdessen ernten Sie Ärger.**

**Was wüschten Sie, würden alle über die Klimakrise verstehen?**



«Was den Klimawandel wirklich zur Krise werden lässt, ist die historische Ausbeutung von marginalisierten Gruppen, vor allem im Globalen Süden, vor allem durch den Globalen Norden.»

**Mitzi Jonelle Tan**  
Aktivistin für Klimagerechtigkeit

**Wüst:** Die Aktionsform hat viele Gegner. Uns ist das bewusst. Wir müssen auch nicht alle Bürgerinnen auf unsere Seite ziehen. Wir sind nicht hier, um geliebt zu werden. Wir müssen ungefähr ein Prozent der Bevölkerung mobilisieren, um genügend politischen Druck zu erzeugen, damit der Bundesrat und das Parlament zum Handeln bewegt werden.

### **Glauben Sie, Sie mobilisieren mit Blockaden Zehntausende Menschen?**

**Voegtli:** Hundert Prozent.

**Wüst:** Definitiv. Weil wir so radikal sind – ich mag das Wort übrigens nicht –, öffnen wir den Raum für weiterführenden Aktivismus. Die Menschen sehen, dass wir uns vor Autos setzen, wahnsinnig viel riskieren und in Kauf nehmen, dafür verurteilt zu werden. Das kann sie motivieren, ihre Passivität abzulegen und zum Beispiel Unterschriften zu sammeln.

### **Momentan geschieht etwas anderes: SVP-Politiker haben sich bei Ihnen für die gute Abstimmungs- und Wahlhilfe bedankt.**

**Bischof:** Ja, das kommt immer ...

### **Es beschwerten sich auch Leute, die Sie zu den Verbündeten zählen müssten, die zum Beispiel das Klimaschutzgesetz unterstützen.**

**Bischof:** Ziviler Ungehorsam gehört in einer gesunden Demokratie dazu. Wir können nicht auf alles Rücksicht nehmen: Es steht immer eine Wahl oder Abstimmung an, die gegen eine Strassenblockade spricht.

### **Geraten Sie ins Zweifeln, wenn Sie von Leuten kritisiert werden, die Ihre Anliegen grundsätzlich befürworten?**

**Wüst:** Ich frage mich immer wieder: Kommen wir mit diesen Aktionen ans Ziel? Und wenn nicht so: wie dann? Mir ist bis heute nichts Besseres eingefallen. Wir müssen laut sein. Und es ist traurig, aber wahr: Laut ist man nur durch zivilen Ungehorsam.

**Bischof:** Wenn mir auf Twitter und in den Kommentarspalten eine Flut von Wut entgegenschlägt, frage ich mich schon, ob wir genügend Leute mobilisieren. Aber ich habe noch immer von keiner anderen Methode gehört, die im Moment effektiver wäre als der zivile Ungehorsam.

### **Sehen Sie sich als Märtyrer?**

**Voegtli:** Märtyrer ist ein grosses Wort – aber ziviler Ungehorsam bedeutet, dass man bereit sein muss, etwas zu opfern. Alle, die sich an einer Blockade beteiligen, absolvieren eine Schulung, bei der sich alle überlegen müssen, mit was für finanziellen, beruflichen, familiären und juristischen Konsequenzen sie rechnen müssen.

### **Wie weit sind Sie zu gehen bereit? Gefängnis?**

**Voegtli:** Ja.

**Bischof:** Ja.

**Wüst:** Ja.

### **Länger als 48 Stunden?**

**Voegtli:** Ja.

**Bischof:** Ja.

**Wüst:** Ja.

### **Würden Sie in einen Hungerstreik treten?**

**Bischof:** Ja.

**Wüst:** Ja.

**Voegtli:** Ja, aber ich wäre wohl unglaublich schlecht darin.

### **Einen Farbanschlag begehen?**

**Voegtli:** Ja.

**Bischof:** Ja.

**Wüst:** Ja.

### **Eine Pipeline in die Luft sprengen?**

**Bischof:** Nein.

**Wüst:** Nein.

**Voegtli:** Nein.

### **Sie haben gezögert, Max. Weil Sie es auf Band sagen?**

**Voegtli:** Nein. Uns ist Gewaltlosigkeit unglaublich wichtig. Ich würde nie etwas machen, was einem Menschen oder der Erde schadet. Eine Pipeline zu sprengen, würde für mich dieses Gebot verletzen.

### **Es gibt also Dinge, die Sie auch zum Zweck des zivilen Ungehorsams nicht tun würden?**

**Wüst:** Verbale und physische Gewalt. Für mich wäre auch Sachbeschädigung schon zu viel.

**Voegtli:** Gewalt gegen Menschen.

**Bischof:** Für mich gehören gewisse Arten der Sachbeschädigung noch zu gewaltfreiem zivilem Ungehorsam. Aber man muss wirklich ausschliessen, dass dabei Menschen zu Schaden kommen.

### **Würden Sie SUV-Reifen aufstechen?**

**Voegtli:** Aufstechen, nein. Luft herauslassen, ja.

**Bischof:** Im Prinzip schon. Das schadet ja keinem Menschen.

### **Vertrauen Sie eigentlich auf die Demokratie?**

**Voegtli:** Ich weiss, was eine Autokratie ist und was es heisst, in einer Autokratie zu demonstrieren. Ich bin in China aufgewachsen. Unsere Demokratie ist eine wunderbare Sache. Wir haben tolle Politikerinnen und Politiker, die auf ihre Art etwas unternehmen möchten – fast auf allen Seiten. Aber unsere Demokratie ist nicht für solche Krisensituationen gemacht.

### **Warum nutzen Sie nicht die direkt-demokratischen Instrumente wie Initiativen? Wenn Sie das vor vier, fünf Jahren getan hätten, würden wir heute darüber abstimmen.**

**Bischof:** In meinem Fall ist die Antwort einfach: Mir ist die politische Partizipation verwehrt. Ich bin Deutscher.

**Wüst:** Es gab Initiativen, die hätten etwas bewirken können. Es gab das CO<sub>2</sub>-Gesetz, die Pestizidinitiative, die Massentierhaltungsinitiative. Das waren Riesenchancen für den Umweltschutz, für die Bekämpfung der Klimakrise. Alle abgelehnt.

### **Verstehen wir Sie richtig: Weil Sie Ihre Anliegen auf demokratischem Weg nicht erreicht haben, versuchen Sie es mit zivilem Ungehorsam, weil Sie da nur 1 Prozent der Bevölkerung brauchen?**

**Voegtli:** Drei Punkte. Erstens: Was wir machen, ist demokratisch. Wir machen Politik. Zweitens: Ich mache nicht nur Blockaden und Demos. Ich gehe auch Unterschriften sammeln. Ich unterstütze das. Aber meine Kritiker sehe ich offen gesagt nur selten beim Unterschriften sammeln. Und drittens: Wir sind mitten in einer Krise. Um eine Million Häuser zu isolieren, ist eine Volksinitiative nicht geeignet. Wir würden jahrelang diskutieren, und dann ist es zu spät. Deswegen braucht es die Ausrufung des Klimanotstands.

**Bischof:** Ich glaube, von hundert Personen, die auf uns reagieren, denken sich einige: Jetzt höre ich mir halt mal einen Vortrag von denen an. Oder die Leute

sind relativ schnell in die Bewegung eingebunden. Unser Ziel ist es, dass wir rasch eine exponentielle Kurve erreichen und jeden Monat mehr Leute mobilisieren.

**Sie sagten vorhin selbst: Die Zeit drängt. Was, wenn die Sympathien nicht exponentiell steigen?**

**Bischof:** Es kann sein, dass unsere Kampagne das Ziel nicht erreicht. Aber es gibt viele andere, ähnliche Kampagnen, die funktionieren.

**Wüst:** Man sieht es in Deutschland mit der «Letzten Generation». Die gibt es schon länger als uns, und sie haben grosse Kapazitäten. Fast täglich gehen sie auf die Strasse. Da ist man als Politiker irgendwann gezwungen, zu handeln, wenn man das Beste für sein Volk will.

**In der Schweiz reicht aber nicht nur eine Politikerin, sondern es braucht immer die Stimmbevölkerung. Und die hört Ihnen nicht zu.**

**Wüst:** Ja, wir brauchen noch viel mehr Leute, die mit uns auf die Strasse gehen. Damit man uns definitiv nicht mehr ignorieren kann.

**Voegtli:** Mein Bruder beispielsweise ist nicht unbedingt klimafreundlich. Aber er ist ein guter Bürger. Als die Corona-Pandemie ausgebrochen ist, hat er dem Bundesrat zugehört, als dieser sagte, wir sollten bitte alle zu Hause bleiben. Er rief mich an und sagte mir: Bleib bitte zu Hause! Es gab keine Volksabstimmung. Es gab keinen Souverän, der darüber diskutierte. Die Regierung entschied das. Und das ist der Punkt. Der Bundesrat muss den Klimanotstand aus-

rufen und der Bevölkerung sagen: Leute, wenn wir jetzt nicht handeln, werden Leute sterben.

**Was haben die Autofahrer diesen Sommer von Ihnen zu erwarten?**

**Voegtli:** Die Wahrscheinlichkeit ist klein, dass ein Autofahrer mit uns in Kontakt kommt. Aber wir werden auftauchen. Da und dort.

**Bei der Bewegung der Indignados in Spanien gab es den Slogan: «Wenn ihr uns nicht träumen lässt, lassen wir euch nicht schlafen». Wovon träumen Sie?**

**Voegtli:** Dass der FC Basel einmal die Champions League gewinnt. Sie sehen: Die neue Zukunft, die Zukunft meiner Träume, ist nicht krass anders. Ich fliege nicht mehr nach Spanien, sondern nehme den Zug. Ich hetze nicht jeden Tag zur Arbeit, fünf Tage die Woche. Sondern nur noch drei Tage. Die anderen Tage leiste ich Freiwilligenarbeit. Wir werden nicht in Blechhütten wohnen. Aber wir müssen uns an ein Leben gewöhnen, das sich an vernünftigen Massstäben orientiert.

**Wüst:** Schwierig. Ich glaube, ich habe so viel Zeit damit verbracht, zu realisieren, was auf uns zukommt, wenn wir nicht handeln, dass ich gar kein Wunschbild von der Zukunft mehr habe. Ich habe mich damit abgefunden, dass es nicht so schön rauskommen wird.

**Das ist traurig, dass die Krisensituation so viel Platz eingenommen hat, dass Sie nicht mehr träumen können.**

**Wüst:** Ich habe schon Hoffnungen, sonst würde ich gar nichts mehr machen. Aber man hat es bei der letzten Klimakonferenz gesehen: Ganz Afrika ausgedörrt, Europa auch. Was tut man? Wir schicken Geld, statt wirklich zu handeln. Aber was ich gerne für mich noch machen würde: eine Safari. Das habe ich einmal mit meinen Eltern gemacht. Das wäre cool.

**Wollen Sie Kinder?**

**Voegtli:** Ja, klar.

**Bischof:** Ich glaube, generell ja. Aber mit dieser Zukunftsperspektive? Ich könnte es nicht verantworten. Ich bin aber auch nicht in einer Lebensphase, wo das schon eine ernsthafte Diskussion wäre.

**Wüst:** Nein. Ich war nie grosser Kinderfan, das muss ich fairerweise sagen. Aber ich fände es auch nicht ehrlich, in diese Welt ein Kind zu setzen.

**Das klingt alles sehr düster.**

**Wüst:** Ich frage mich immer wieder: Daria, übertreibst du nicht vielleicht? Aber dann lese ich den nächsten Klimabericht und muss sagen: Nein, ich übertreibe nicht. Und wenn man das einmal realisiert, dann ja ...

**Voegtli:** Ich habe Hoffnung. Ich bin optimistisch. Wenn ich das nicht wäre, würde ich jetzt dreimal um die Welt fliegen, weil wir in fünf Jahren eh alle tot sind. Ich bin sehr optimistisch, sonst würde ich mich nicht auf die Strasse kleben. Aber es gibt tatsächlich Momente, in denen ich Angst bekomme und mir selber sage: *Fuck, what if we don't make it?*

R

**Was wüssten Sie, würden alle über die Klimakrise verstehen?**



«Wir werden die bereits entstandenen Schäden nicht rückgängig machen, aber wir können eine globale Katastrophe abwenden und unseren Planeten für die Menschen und die wundersame Vielfalt des Lebens bewohnbar halten. (...) Der vor uns liegende Weg ist noch mit vielen Unwägbarkeiten verbunden. Das macht Angst. Das Gegenmittel zur Angst ist Gemeinschaft. Gemeinsam werden wir den Mut finden.»

**Anthony Patt**

Professor für Klimapolitik am Institut für Umweltentscheidungen an der ETH Zürich



Zur ganzen Antwort:  
republik.ch/z/patt

# Keine Zeit zum Lesen? Dann hören Sie zu!

Das Republik Magazin gibt es auch zum Hören.  
Journalismus fürs Ohr – wie immer werbefrei,  
mit Beiträgen zu Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur.

Hören Sie jetzt rein, in der Republik-App oder auf [republik.ch](http://republik.ch)



Illustration: Nadine Redlich

## REPUBLIK

[republik.ch](http://republik.ch) – das digitale Magazin im Web und als App



## Können Sie einer Fünfjährigen die Klimakrise erklären? Können Sie ihr dabei in die Augen schauen?

Fragen über Fragen. Haben Sie ein paar Antworten?

Es ist das Kerngeschäft des Journalismus, Fragen zu stellen. Hier haben wir 15 Fragen für Sie. Fragen, die Sie für sich selbst beantworten können, im Zug, auf der Liegewiese, an einem stillen Ort. Sie können diese Fragen aber auch Kollegen oder Freundinnen stellen und als Ausgangspunkt für inspirierende, vielleicht kontroverse Diskussionen nutzen.

Wir machen Journalismus für unsere Leserinnen und Leser.  
Deshalb interessiert uns besonders, was Sie über die Klimakrise wissen wollen!  
Wir freuen uns über Post an [klimalabor@republik.ch](mailto:klimalabor@republik.ch).



[republik.ch/z/15f](https://republik.ch/z/15f)

Hier finden Sie alle Antworten anderer Leserinnen

1. Können Sie einer Fünfjährigen die Klimakrise erklären?

Ja  Nein  Vielleicht

2. Können Sie ihr dabei in die Augen schauen?

Ja  Nein  Vielleicht

3. Was hätten Sie gerne schon vor 10 Jahren über die Klimakrise gewusst?

---

---

4. Und wie haben Sie es in der Zwischenzeit erfahren? (Falls Journalismus: Details, bitte!)

---

---

5. Haben wir die Klimakrise im Jahr 2050 im Griff?

Ja  Nein  Puh, keine Ahnung

6. Wenn nicht, dann war der Hauptgrund vermutlich:

---

---

7. Welche Haltung oder welcher Spruch zum Klima geht Ihnen am meisten auf die Nerven?

---

---

8. Ihre zynischste Meinung zur Klimakrise?

---

---

9. Was ist am wichtigsten?

Sicherheit  Lebensfreude  Gerechtigkeit

10. Wo in Ihrem Leben ist die Klimakrise besonders präsent?

---

---

11. Worauf schaffen Sie es nicht zu verzichten, obwohl Sie wissen, dass es für das Klima besser wäre?

---

---

12. Sollte die Menschheit den Mars besiedeln?

Ja  Nein  Falsche Frage

13. Falls wir es tun: Wer sollte ins erste Raumschiff?

---

---

14. Sie können eine kurze Nachricht schreiben, die morgen früh bei jeder Person auf dieser Erde ankommt. Was schreiben Sie (no pressure)?

---

---

---

---

---

---

15. Auf welche Frage zum Klima konnte Ihnen noch niemand eine richtig gute Antwort liefern?

---

---

## Wo in Ihrem Leben ist die Klimakrise besonders präsent?

«Bei der Jobsuche.»

Heike Mackenbach

«Im Umgang mit meinem Sohn, und dies täglich. Ich frage mich immer wieder: Wie wird er leben können? Welche Krisen wird er durchmachen müssen? War es egoistisch, überhaupt noch ein Kind in diese Welt zu gebären?»

Laura Sommer

«In der Verhärtung des politischen Diskurses. Das subkutane Bewusstsein, dass sich unser Leben verändern wird, löst Ängste aus und befeuert rechtspopulistische Positionen und den Ruf nach autoritären Führerfiguren.»

Peter Habicht

«In meinem Garten. Wenn ich in den Bergen unterwegs bin.»

Ulrike Schelling

«Im Sommer in meiner Dachwohnung.»

Kari Schilter

«Unsere Anstrengung, das Erdgas-Heizsystem für fast 50 Wohnungen zu ersetzen. Es ist machbar, aber aufwändig!»

David Kamber

«Im Denken, aber noch nicht im direkt Spüren.»

Philipp Muths

## Welche Haltung oder welcher Spruch zum Klima geht Ihnen am meisten auf die Nerven?

«Es hat schon immer warme Winter gegeben. Die Schweiz ist ein so kleines Land, wir können eh nichts ändern. Was soll ich als Einzelne schon dagegen tun?»

Lilli Beeli

«Als Individuum chammer nüt bewürke, solange Indie & China wüiterhin so viel emittiered.»

Lia Mordasini

«Ist doch toll, wenn überall Palmen wachsen.»

Daniel E.

«Das Flugzeug fliegt auch ohne mich.»

Maria Häni

«Das Herabschauen auf die jungen Menschen, die aus Sorge um ihre Zukunft demonstrieren und sich dabei nicht an alle Gesetze oder Gewohnheiten halten.»

Tobias Adler

«Mit Innovation und technischem Fortschritt werden wir die Wende schaffen.»

Roman Droux

«Eh schon zu spät» direkt nach «alles nicht so dramatisch» und «die Klimakleber sollten lieber...»

Pia Lachmann

«Greenwashing: Ich arbeite im Tourismus und sehe, wie Greenwashing zur Norm geworden ist. Mit tatsächlicher Nachhaltigkeit hat das wenig zu tun. Es geht um die Fassade, die das Gewissen des Konsumenten beruhigt. Betriebe, die nicht greenwashen, können kaum noch mithalten.»

Lars Faber

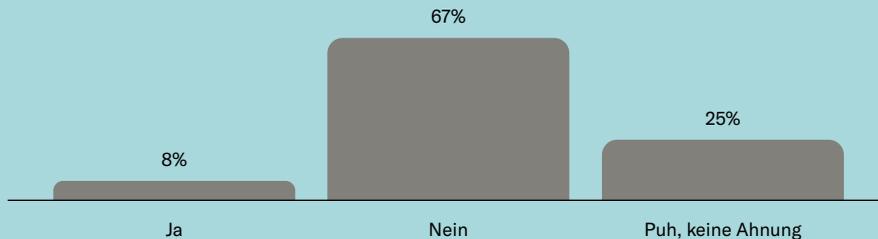
«Leute, die sich vegan ernähren, haben automatisch das Gefühl, sie schaden der Umwelt überhaupt nicht.»

Celina Kuster

«Die anderen sollen zuerst...»

Cécile Bächler

# Haben wir die Klimakrise im Jahr 2050 im Griff?



## Wenn nicht, dann war der Hauptgrund vermutlich:

«Der unerschütterliche Glaube daran, dass WIR nicht zu den Verlierern gehören.»

Heidi Caviezel

«Reiche Entscheidungsträger.»

Anna Rosenwasser

«Dass wir unfähig waren, gemeinsam, also kollektiv, zurückzuschrauben und auf Privilegien zu verzichten.»

Erika Jüsi

«Wunsch nach Hyperkonsum, Wirtschaftswachstum, Stress, Burnout wegen einer sich beschleunigenden Arbeitswelt. Wir bräuchten Zeit, inne zu halten und nachzudenken, ein anderes Leben zu denken, ein einfacheres, genügsameres, ruhigeres, glücklicheres Leben.»

Elisabeth Dumont

«Konservative.»

Christian Friedli

«Die Annahme, dass wir dann schon eine Lösung finden, wenn es so weit ist. Gier, Ignoranz, Egoismus und Dummheit. «Don't look up.»»

Rebecca Kunz

«Mangelnder politischer Wille, Demokratien sind nicht krisentauglich, Individuen sind zu bequem.»

Sabine Basler

«Wir lernen nur aus Katastrophen.»

Jürg Buri

«Wirtschaftliche Interessen, welche den Wandel blockieren.»

Martin Hochstrasser

«Dass wir Menschen konservative, bequeme Wesen sind und lieber im Bekannten verharren, anstatt Neues, potenziell Unangenehmeres auszuprobieren.»

DB

«Mangelnde Solidarität. Zu langes Hoffen auf Freiwilligkeit. Kriege und Krisen, kurzfristige Interessen.»

Marc Lippuner

«Das Wesen des Menschen und seine Beschränktheit, der wirtschaftliche Zwang zum Wachstum und die Tatsache, dass sich komplexe Systeme nicht berechnen und beherrschen lassen.»

Claudio Mair

«Ich befürchte, dass wir eher klimatologische Kippunkte erreichen, als klimapolitische.»

Hanns Püllen

# Sie können eine kurze Nachricht schreiben, die morgen früh bei jeder Person auf dieser Erde ankommt. Was schreiben Sie (no pressure)?

«Pflanze heute einen Baum oder Busch und pflege ihn.»

Christoph Della-Valle

«Mir fliege alli zämme uf emene Stei durchs Universum. Benäm-met euch doch au so!»

Konrad Gueldenstein

«Ich lausche in die Nacht.  
Ich lausche in den Tag.  
Was kann ich tun?  
Was können wir tun?»

Hanspeter Liechti

«Was brauchst du wirklich, um glücklich zu sein?»

Lisa Walder

«Die Nachricht müsste nur an die reichsten 10 Prozent: Verzichtet so-fort auf fossile Energien!»

Thomas Wälchli

«Die Klimakatastrophe ist real.  
Fleisch wird aus toten Tieren gemacht. Gehen Sie wählen. Immer!»

Hannes Morgenthaler

«Das Gewicht aller Ameisen ist grösser als das aller Menschen auf der Erde.»

Christina Baron

«Gehen Sie heute doch einfach mal nicht zur Arbeit.»

Jonathan Biedermann

«Make love, not CO<sub>2</sub> emissions.»

Simon Büttgenbach

«Dein Konto ist nun 0.  
Für jede Tonne CO<sub>2</sub>, die du durch Konsum in die Welt setzt, -5000.  
Good luck.»

Thomas Stauffer

«Wir haben kein Recht, vor der Klimakrise zu kapitulieren.»

Jasmin Hufschmid

«Lust auf Zukunft? Trete dem globalen Generalstreik fürs Klima bei, zusammen schreiben wir Geschichte.»

Annika Müller

«Guten Tag! Heute kannst du mit fast acht Milliarden anderen etwas für das Klima tun! (Morgen auch!)»

Anne Giger

«Aufgeben ist keine Option, wir können es schaffen, aber wir schaffen es nur gemeinsam!»

Ramona Nüssli

«Ich möchte dereinst meinen Enkeln in die Augen schauen und sagen: Ich habe mein Bestes gegeben. Und du?»

Sara Weingart

«Das grösste Wunder ist dieser blaue Planet im Universum.»

Kurt Stegmann

«Es ist nicht deine Schuld.  
Eat the rich.»

Olivier Baumann

«Seht ihr den Wald vor so wenigen Bäumen noch?»

Sarah Leuzinger

«The times are urgent. Let us slow down.»

Bayo Akomolafe

«Geht raus in die Natur und wacht auf.»

Albert America

«Ihr Geradlinigen, passt auf in den Kurven.»

Pia Allemann

«Wenn Sie in 30 Jahren zurück-schauen: Worauf können Sie stolz sein und was bereuen Sie?»

Reto Frischknecht

# Wir haben kein Recht, vor der Klimakrise zu kapitulieren

Menschen, die gegen Flut und Feuer kämpfen,  
können es sich nicht leisten, die Hoffnung zu verlieren.  
Warum also sollten wir das tun?

Von Rebecca Solnit (Text), Tobias Haberkorn (Übersetzung) und Greta Rybus (Bilder)

Wer Hoffnung schöpfen will, muss es auch mit ihren Gegenspielern und Gegenbildern aufnehmen: mit der Verzweiflung, dem Defätismus, dem Zynismus und dem Pessimismus. Ja, sogar mit dem Optimismus, würde ich sagen, denn der hat mit den Feinden der Hoffnung eines gemein: den Glauben, dass man vorher schon weiss, was passieren wird.

Diese falsche Gewissheit entschuldigt das Nichtstun. Wer sich sicher ist, dass wir alle zur Hölle fahren, oder wer im Gegenteil überzeugt ist, dass am Ende alles gut ausgehen wird, der spricht sich selbst von jedem Zwang zum Handeln frei. In gewöhnlichen Zeiten hält diese Einstellung die Menschen davon ab, am politischen Leben teilzunehmen. In unseren ungewöhnlichen Zeiten hält sie sie davon ab, an der Klimabewegung teilzunehmen. Beide Einstellungen führen gewöhnlich zu analytischen Fehlern und schädlichen Schlussfolgerungen.

Nichts zu tun, ist ein Luxus, über den diejenigen, die sich in unmittelbarer Gefahr befinden, gar nicht erst nachdenken können. Sie können sich Verzweiflung nicht leisten. Aber die Verzweiflung ist überall. Sie sagt uns, dass die Probleme nicht zu lösen sind, dass alle unsere Mühen vergebens und unsere Kräfte nicht ausreichend sind. Dass niemand sich wirklich kümmert. Dass die menschliche Natur von Grund auf verdorben ist. Manche tragen diese Ansicht wie ein Evangelium vor sich her und fügen sich nicht nur in die Niederlage, sondern werben energisch für sie. Seit ich vor fast zwanzig Jahren begann, über Hoffnung zu sprechen, bin ich vielen von ihnen begegnet.

2003 schrieb ich einen Aufsatz mit dem Titel «Hoffnung in der Dunkelheit». Ein Jahr später machte ich ein gleichnamiges Buch daraus (im Original «Hope in the Dark», noch erhältlich). Der

Aufsatz war eine Reaktion auf die unmittelbare Krise des Augenblicks, auf den von der Bush-Regierung befohlenen Einmarsch in den Irak, der – wie auch Wladimir Putins Invasion der Ukraine 2022 – aufzeigte, wie fossile Brennstoffe Despotismus, Gewalt und Korruption befördern.

Um mich herum, bei Freunden und Verbündeten und in der US-amerikanischen Antikriegsbewegung, sah ich damals viele voreilige Schlussfolgerungen. Es begann damit, dass man sagte: «Wir haben den Krieg nicht verhindert», was ja noch stimmte, auch wenn die Opposition ihn verzögert und seine Form verändert hatte. Dann folgte eine Kaskade von Fehleinschätzungen: «Wir haben gar nichts gemacht.» – «Wir sind machtlos.» – «Wir haben keine Chance.» – «Wir können nicht gewinnen.»

Ich schrieb meinen Text nicht nur, weil ich die Trauer und das Ohnmachtsgefühl lindern wollte, die mit Kriegsbeginn entstanden waren. Ich war auch von einem Sinn für Geschichte und historischen Wandel beflügelt, den ich mir als Studentin vergangener Epochen und als Zeitzeugin erarbeitet hatte, manchmal auch als marginale Teilnehmerin der jüngeren Geschichte. Wer nie über den eigenen Tellerrand hinausschaut, der erfährt nicht, wie Kampagnen entstehen, wie Überzeugungen sich wandeln, wie das, was einmal unmöglich oder abwegig schien, sich zum neuen Status quo entwickelt. Das vergangene halbe Jahrhundert war eine aussergewöhnliche Zeit des gesellschaftlichen Wandels, der Veränderung von Überzeugungen und Werten.

Heute mag alles so aussehen wie gestern. Aber das jetzige Jahrzehnt unterscheidet sich vom vorherigen fundamental.

In den zwölf Jahren vor 2003 hatte ich erlebt, wie sich die indigenen Völker Amerikas erhoben,



republik.ch/z/keinrecht

Dieser Beitrag erschien am  
16.01.2023 auf republik.ch



wie sie die Macht an sich rissen, wie sie die Geschichte neu schrieben. Sie forderten ihre Rechte, ihre Sprache, ihren Stolz und ihre Zeremonien zurück. Ich ahnte, dass diese Völker, die in die Vergangenheit verbannt worden waren – wie oft hatte man ihnen gesagt, dass ihre Lebensweisen archaisch und sie selbst dem Untergang geweiht seien –, für eine Zukunft, wie wir sie brauchen, eine entscheidende Rolle spielen würden. Das hat sich auf wichtige Weisen bewahrheitet, sowohl auf philosophischer Ebene als auch ganz praktisch.

Die Vorstellungen der Ureinwohner über unsere Untrennbarkeit von der natürlichen Welt und über unsere Verantwortung ihr gegenüber haben das moralische Empfinden vieler Menschen neu ausgerichtet. Indigene Völker sind weltweit führend im Klimaschutz und bewahren ihr Land. Eine Studie des Indigenous Environmental Network und Oil Change International (dessen Aufsichtsrat ich angehöre) aus dem Jahr 2021 belegt, dass in Nordamerika durch indigene Bemühungen in den vergangenen zehn Jahren mindestens ein Viertel der jährlichen Treibhausgasemissionen der USA und Kanadas gestoppt oder verzögert wurden.

Wir sprechen über die Nachkommen von Menschen, die, wie mein Freund und Klimaaktivist Yotam Marom kürzlich schrieb, mit dem Ende ihrer Welt konfrontiert waren und auf wich-

tige Art und Weise nicht aufgegeben haben. Wie Julian Aguon, ein Menschenrechtsanwalt aus Guam, es kürzlich formulierte: Die indigenen Völker sind diejenigen, die über die «einzigartige Fähigkeit verfügen, der Verzweiflung durch die Verbindung mit ihrem kollektiven Gedächtnis zu widerstehen, und die unsere beste Hoffnung sein könnten, eine neue Welt aufzubauen, die auf Gegenseitigkeit und gegenseitigem Respekt beruht – für die Erde und füreinander. Die Welt, die wir brauchen. Die Welt unserer Träume.»

Aguons Betonung des kollektiven Gedächtnisses verweist auf etwas, das der amerikanische Theologe Walter Brueggemann in anderen Worten beschrieben hat: «Das Gedächtnis erzeugt

Das Miteinander hilft: In der Gemeinde Guet Ndar im Norden Senegals werden Zementbrocken gesammelt, um einen Wall gegen die hohe Flut zu errichten.

## Zu den Bildern

Die Bilder zu diesem Beitrag stammen aus dem Projekt «Senegal» der US-amerikanischen Fotografin Greta Rybus. Sie war im Norden des Landes unterwegs, nahe der Fischereigemeinde Guet Ndar, wie Saint-Louis von den Einheimischen genannt wird. Guet Ndar wurde von der Uno als die Stadt bezeichnet, die in Afrika am stärksten vom Klimawandel betroffen ist. Im Westen steigt das Meer an der Küste von Guet Ndar unaufhaltsam an, im Osten wird die Dürre immer schlimmer.

Hoffnung auf die gleiche Weise, wie die Amnesie Verzweiflung erzeugt.» Die Vergangenheit rüstet uns für die Zukunft, die Kontinuität des Gedächtnisses sagt uns, dass wir sowohl Nachkommen als auch Vorfahren sind. Vielleicht können die erstaunlichen Veränderungen der Vergangenheit uns dabei helfen, uns eine andere Zukunft vorzustellen. Damit wir die Unfähigkeit, uns eine Zukunft vorzustellen, nicht mit der Unmöglichkeit verwechseln, überhaupt eine Zukunft zu haben.

Bevor ich im Jahr 2003 meinen Aufsatz schrieb, hatten andere Ereignisse begonnen, mein Hoffungsgefühl zu nähren. Dazu gehörte der unvorhergesehene Zusammenbruch der sowjetischen Satellitenstaaten Osteuropas im Jahr 1989 durch gewaltfreie direkte Aktionen nach langen Jahren der Organisierung; dann der Zerfall der Sowjetunion im Jahr 1991, der den Kalten Krieg beendete.

Niemand hatte diese Dinge kommen sehen. Sie lehrten mich, dass die Geschichte voller Brüche und Überraschungen ist. Darüber hinaus habe ich gesehen, wie sich der Status von Frauen, People of Color, queeren Menschen und solchen mit Behinderungen dank verschiedener Bewegungen und unzähliger mutiger und widerständiger Handlungen einzelner Menschen aus diesen Communitys enorm veränderte.

Ich habe gesehen, wie neue Ideen oft von den Rändern aus und aus dem Schatten in die Mitte und ins Rampenlicht gelangen, an die Orte, wo Menschen Entscheidungen treffen – an Gerichte, in Präsidialpaläste und Staatskanzleien, in internationale Gremien.

Wenn man die Abfolge der Ereignisse nicht über Jahre oder Jahrzehnte verfolgt, könnte man glauben, dass es die Mächtigen sind, die den Wandel herbeiführen. Aber es ist die Strasse, die den Wandel nährt, er kommt von unten und wächst so lange, bis die Mächtigen gezwungen sind, ihn zu ratifizieren.

Immer wieder sah ich, wie Menschen, die zumeist als machtlos dargestellt werden – Schriftsteller und Wissenschaftlerinnen, Basisorganisatoren und -bewegungen, Visionäre, die Verachteten und Übersehenen –, die Welt veränderten. Einiges davon erfuhr ich aus erster Hand als Anti-Atomkraft-Aktivistin und von 1992 bis etwa 1995 als Mitglied des Western Shoshone Defense Project. Dies ist eine Landrechtskampagne, die von den beiden Schwestern und matriarchalischen Ranchern Mary und Carrie Dann von ihrem angestammten Land im Osten Nevadas aus vorangetrieben wurde.

Und so ging ich in der Bush-Ära auf die Strasse, um zu tun, was der Bürgerrechtsaktivist Jesse Jackson in seiner Präsidentschaftskampagne 1988 gefordert hatte: «Die Hoffnung am Leben halten.» Ich stiess auf Reaktionen aller Art: Erleichterung, Freude, gute Fragen, beeindruckende Geschichten und manchmal auch auf Wut.

Die Wut kam zu meiner Überraschung hauptsächlich von weissen Menschen aus der Mittelschicht. Sie schienen Verzweiflung als eine Form der Solidarität und Hoffnung als eine Art Verrat zu betrachten. Dahinter steckte, soweit ich das beurteilen konnte, die Annahme, dass die Sache, um die es geht, dem Untergang geweiht ist und wir deshalb sofort mit der Trauerarbeit beginnen sollten.

Doch die, die nicht gestorben sind, soll man nicht betrauern. Sonst steckt man sie lebendig in einen Sarg, zumindest geistig tut man das. In Kunstwerken, in bürokratischen Verordnungen, durch Darstellungen in Museen, Nationalparks und Geschichtsbüchern wurde den nordamerikanischen Ureinwohnern vom 19. Jahrhundert bis in die 1990er-Jahre immer wieder gesagt, dass ihre Kultur, dass sie selbst dem Untergang geweiht seien. Nicht indigene Menschen glaubten dies weitgehend. Ich habe Indigene getroffen, denen man ins Gesicht gesagt hat, sie seien aus-

## Was wünschten Sie, würden alle über die Klimakrise verstehen?



«Die Verbrennung fossiler Brennstoffe ist legal, während die Rettung des Planeten kriminalisiert wird. Nur weil etwas legal ist, bedeutet es nicht, dass es moralisch oder legitim ist.»

**Payal Parekh**

Klimaaktivistin und Kampagnenberaterin, Bern

gestorben. Oft sehen die, die so etwas sagen, sich selbst als Sympathisanten dieser «Opfer der Geschichte». Aber sie erzählten die Geschichte auf eine Weise, die diese «Opferschaft» noch verstärkt.

Dieselbe schädliche Geschichte wird Gemeinschaften erzählt, die an der Front des Klimawandels kämpfen, wenn man ihnen suggeriert, dass der Kampf verloren und ihre Zukunft zerstört ist. Sie selbst aber, das betont Aguon, sind voller Hoffnung. Prophezeiungen sind immer teilweise selbsterfüllend: Indem sie das prophezeite Ergebnis befördern, machen sie es wahrscheinlicher. Darin unterscheiden sie sich von Warnungen, die vor dem Horizont eines offenen Ausgangs ausgesprochen werden und deren Zweck es ist, das Schlimmste noch abzuwenden. «Du könntest vernichtet werden» ist eine ganz andere Aussage als «Du wirst vernichtet werden». Die eine lässt einen Handlungsspielraum, die andere nicht.

Erodierende Küste, verschwundene Häuser: Immer mehr Land wird bei Guet Ndar vom Meer weggenommen.

Ibrahima Diop ist Landwirt wie sein Grossvater, sein Vater. Aber Ibrahima muss auch in Städten als Taxifahrer arbeiten, damit er genug Geld verdient, um seine Familie zu ernähren.

Für diejenigen, die schon jetzt ein einfaches Leben haben, bedeutet aufgeben, sich das Leben noch leichter zu machen, zumindest, was die eigenen Anstrengungen angeht. Für Direktbetroffene aber bedeutet es, dass man vor der Zerstörung kapituliert. So wird das Aufgeben zum Gegenteil von Solidarität.

Es ist unwahrscheinlich, dass jemand, der sich aus einer verzweifelten Lage befreien will, jemals Trost darin findet, dass irgendwo, wo es viel sicherer ist, Menschen in seinem Namen verbittert oder verzweifelt sind.

Die Notleidenden sind manchmal selbst verbittert und erschöpft, aber oft hartnäckig hoffnungsvoll. Selbst wenn sie sagen würden, dass sie die Hoffnung verloren haben, ist ihre Beharrlichkeit doch eine Art Hoffnung, eine Verweigerung der Kapitulation. Verzweiflung kann als Gefühl wahr, als Analyse aber falsch sein.

Selbst wenn die Bestandsaufnahme keinen Raum für Hoffnung lässt, stehen viele auf und leisten Widerstand – aus Prinzip. Ich habe diesen Geist des Trotzes in Gemeinschaften an der Klimafont gesehen. Deshalb sagen die Pacific Climate Warriors, die sich in fünfzehn vom Meeresspiegelanstieg bedrohten Inselnationen im Pazifik engagieren: «Wir ertrinken nicht. Wir kämpfen.»

Als ich «Hoffnung in der Dunkelheit» schrieb, war ich von den Zapatisten inspiriert, jenen indigenen Visionären, die sich 1994 gegen den jahrhundertelangen Völkermord der mexikani-

schen Regierung und der Landbesitzer in Chiapas erhoben. Als die Zapatisten 2019, fünfundzwanzig Jahre nach ihrer Revolution, elf neue Gebiete für sich beanspruchten, waren sie voller Hoffnung – was sich in den Namen widerspiegelt, die sie zwei dieser Gebiete gaben: «Esperanza de la Humanidad» (Hoffnung der Menschlichkeit) und «Floreciendo la semilla rebelde» (Die rebellische Saat blüht).

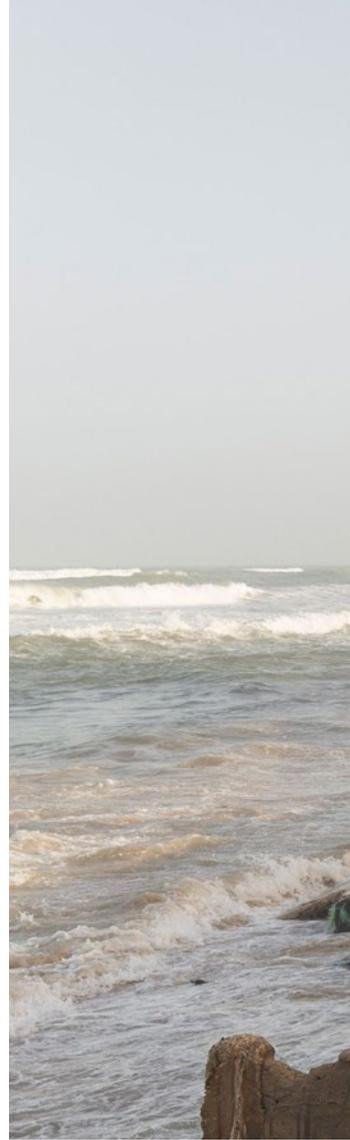
So war es auch bei der Coalition of Immokalee Workers, einer Gruppe von eingewanderten Landarbeitern in Florida, oft ohne gültige Papiere, die einen Kampf nach dem anderen gegen grosse Mächte führten und gewannen. Sie setzten bessere Löhne durch, indem sie Kampagnen gegen die grössten Fast-Food- und Supermarktketten der USA gewannen, sie bekämpften die moderne Sklaverei auf den Feldern und schickten die verklavenden Farmbesitzer ins Gefängnis, sie gaben niemals auf.

In einem Wettbüro hätten die meisten Leute wohl ihr Geld auf McDonald's und nicht auf eine Gruppe von Landarbeiterinnen ohne geregelten Aufenthaltsstatus gesetzt. Sie hätten es verloren.

In den Jahren nach 2003 habe ich vor vielen Zuhörergruppen über Hoffnung gesprochen. Eine der denkwürdigsten war eine Gruppe von Menschen aus der Arbeiterklasse, Abendstudenten an einem Community College in Tacoma im Bundesstaat Washington. Ich fragte sie nach ihrer Meinung und notierte daraufhin: «Einige erinnerten sich an die Bürgerrechtsbewegung, andere identifizierten sich mit ihren mexikanischen Landsleuten, die sich als Zapatisten erhoben hatten. Und eine kleine, elegante Frau in meinem Alter sagte mit glockenheller Stimme: Ich glaube, das ist richtig. Hätte ich nicht gehofft, dann hätte ich nicht gekämpft. Und hätte ich nicht gekämpft, dann hätte ich Pol Pot nicht überlebt.» Es war eine verblüffende Aussage von einer kambodschanischen Einwanderin, deren Hoffnung, überhaupt zu überleben, damals klein und schwach gewesen sein muss.» Aber Hoffnung war es doch.

Die Niederlage von jemandem oder etwas zu verkünden, trägt zu dieser Niederlage bei. Es ist ein Akt der Sabotage. Das gilt für die Klimabewegung genauso wie für alles andere – tatsächlich ist diese Bewegung von Defätisten und Schwarzmalereien bevölkert.

Wir würden die [Keystone XL Pipeline](#) (KXL) niemals aufhalten können, darauf hatten die Sessel-Experten sich festgelegt. Mit ihrer Verweigerungshaltung warben sie im Grunde für dieses Ergebnis. KXL haben wir Anfang 2021 den Todesstoss versetzt. Wie so viele Kampagnen, und wie die Klimabewegung insgesamt, hätte diese Bewegung auf die anfänglichen Verunglimpfungen gut verzichten können. Sie haben gebremst, wo Beschleunigung angesagt gewesen wäre.



**Die Niederlage von jemandem oder etwas zu verkünden, trägt zu dieser Niederlage bei. Es ist ein Akt der Sabotage.**



Erodierende Küste,  
verschwundene Häuser:  
Immer mehr Land wird bei  
Guet Ndar vom Meer  
weggenommen.

Ich treffe regelmässig auf Menschen, die weniger engagiert als Klimaaktivistinnen und weniger informiert als Klimawissenschaftler sind – die aber auch selbstbewusst behaupten, dass sich niemand wirklich kümmert, dass niemand etwas tut, dass die Probleme nicht lösbar und die Lösungen nicht tragfähig sind. Oft vertreten sie eine Variante von «Das Leben auf der Erde wird bald enden» oder «Wir werden alle sterben». Manchmal sind es ängstliche und mutlose Menschen, die so etwas sagen, und ich fühle mit ihnen, besonders wenn sie jung sind.

Aber manchmal scheinen auch mächtige Leute solche Sachen wie in einem Triumph zu sagen; so, als ginge es ihnen eher darum, recht zu behalten, als ihre eigenen Annahmen zu hinterfragen oder auf die Wissenschaft zu hören. Nicht wenige Menschen (vor allem weisse Männer, wie es scheint), die von ihrer eigenen Kompetenz überzeugt sind, errichten Betonwälle aus Defätismus und Niedergang. Wie die Klimajournalistin Emily Atkin 2020 erklärte: «Ich habe es satt, stundenlang chaotische, aber bahnbrechende Klimaberichterstattung von Typen zu konsumieren und richtigzustellen, die scheinbar erst ein paar Tage zuvor beschlossen haben, von

nun an Klimajournalist zu sein.» Solche «*first-time climate dudes*», wie Atkin sie nennt, interpretieren die Wissenschaft, die Bewegungen und den Willen der Bevölkerung oft falsch.

Andere wiederum scheinen darauf erpicht zu sein, alarmierende Nachrichten zu verbreiten, sind dabei aber nicht in der Lage, komplexe Daten zu interpretieren oder auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Ich denke zum Beispiel an eine schottische Zeitung, die im Sommer 2022 auf der Titelseite eine ohnehin schon zweifelhafte Quelle falsch interpretierte und verkündete, dass der Atlantik so gut wie tot sei. Die Geschichte löste Verzweiflung bei Menschen aus, die nur allzu bereit waren, sich auf die vermeintliche Autorität einer Zeitung zu verlassen.

Ich bin nach wie vor fassungslos darüber, dass manche Leute so etwas zur öffentlichen Diskussion beitragen wollen. Für mich ist das, als würde man Gift zum Picknick mitbringen. Ein Kolumnist hat neulich einen Artikel darüber geschrieben, wie man der Tatsache begegnen kann, dass «die Amerikaner sich nicht für den Klimawandel interessieren». Er hat uns mit Links zu Beweisen bombardiert, dass ein solches Interesse früher einmal bestand, viele neuere Studien nun aber



Ibrahima Diop ist Landwirt wie sein Grossvater, sein Vater. Aber Ibrahima muss auch in Städten als Taxifahrer arbeiten, damit er genug Geld verdient, um seine Familie zu ernähren.

das Gegenteil beweisen. Die meisten US-Amerikaner unterschätzen die Unterstützung für Klimaschutzmassnahmen innerhalb der Gesellschaft. Das ist eine zusätzliche Schwierigkeit, die es zu überwinden gilt und die dieser Kolumnist noch verstärkte. In diesem Fall schien der Autor einfach nicht über die öffentliche Meinung informiert zu sein. Andere wiederum sehen Verzweiflung als eine Identität, einen Stil, eine Rüstung, die man anlegt, bevor man sich in die Welt hinausbegibt.

Wer den Untergang prophezeit, behauptet, er habe orakelhafte Fähigkeiten. Solch ein Zyniker hält sich selbst oft für weltklug, für jemanden, der sich nicht täuschen lässt. Dabei beruht der Zynismus oft selbst auf einer Täuschung darüber, was

möglich ist und wie der Lauf der Welt funktioniert. Ich habe selten erlebt, dass Menschen dafür geächtet wurden, dass sie mit ihrer Vorhersage von Niederlage und Zerstörung falschlagen. Diejenigen, die etwas Positives ankündigen, werden dagegen verspottet und verhöhnt, sobald sie den Mund aufmachen. Vielleicht verwechseln die Zyniker die Offenheit für Möglichkeiten mit Naivität. Vielleicht lieben sie die Gewissheit mehr als die Möglichkeit. Die Ungewissheit bringt ihre eigenen Ängste mit sich, aber wir müssen uns mit ihnen abfinden, denn sie sind das Wesen der Zukunft.

Die Cheerleader der Verzweiflung verkünden die gleiche Botschaft wie die Institutionen um uns herum: dass die Macht bei den wenigen an der Spitze konzentriert sei. Ein Teil des Widerstands muss darin liegen, dass wir ihnen den Glauben verweigern. Wir können dies auch dadurch erreichen, dass wir bessere und genauere Geschichten und Theorien des Wandels erzählen.

Eine Theorie besagt, dass wir unter dem Terror der Mächtigen leben. Doch eigentlich sind es die normalen Menschen, welche die Macht ausüben. Dies zeigte sich in der Anti-Globalisierungsbewegung Ende der 1990er-Jahre, bei Occupy Wall Street, im Arabischen Frühling 2011 und bei den George-Floyd-Protesten im Jahr 2020. Es zeigt sich aber auch in der Art, wie die Mächtigen selbst auf die Klimabewegung reagieren.

Aufschlussreich ist, dass grosse, erfolgreiche Aktionen in der Regel klein anfangen. Als Frauen in Neuengland in den 1840er-Jahren Schürzen für die Spendensammlung gegen die Sklaverei verkauften, konnten sie nicht davon ausgehen, dass ihre Aktion zur Bildung einer Abolitionismusbewegung in den Vereinigten Staaten beitragen würde. Eine isolierte schwedische Teenagerin, die wegen der Untätigkeit beim Klimaschutz in den Streik trat, konnte niemals damit rechnen, eine solche Wirkung zu entfalten.

Was uns zum Handeln motiviert, ist das Gefühl der Möglichkeit in der Ungewissheit – dass das Ergebnis noch nicht feststeht und dass unser Handeln dazu beitragen kann, es zu gestalten. Das ist es, was Hoffnung ausmacht, und wir alle sind von ihr erfüllt, ständig, auf kleine Weise. Wir pflanzen ein Samenkorn in der Erwartung, dass es wächst und dass wir es wachsen sehen, die Blüte bewundern oder die Frucht essen können. Wir kaufen fünf Pfund Mehl in der Erwartung, dass wir lange genug leben werden, um es vollständig zu verbucken; wir kaufen ein Ticket für eine Reise, die wir erst Wochen oder Monate später antreten wollen. Wir könnten beim Kaffeeholen von einem Bus überfahren werden, aber wir hoffen, dass wir noch da sein werden, um den Becher auszutrinken und unseren Tag fortzusetzen.



Wenn wir anerkennen, dass wir nicht wissen, was geschehen wird, dass die Zukunft noch offen ist und in der Gegenwart geschrieben wird, dann kann uns das dazu anstiften, an der Gestaltung dieser Zukunft mitzuwirken. Wir können geschickt genug sein, um gezielt zu agieren, und dabei doch so weise bleiben, dass wir um die Unvorhersehbarkeit der Ergebnisse wissen.

Viele Handlungen hatten eine enorme positive Wirkung, aber keine unmittelbare und direkte. Erst wenn wir die Langsamkeit und die Indirektheit des Wandels kennen und schätzen lernen, haben wir begriffen, wie Wandel funktioniert.

Uninformierte und fehlgeleitete Hoffnung führt zu fruchtlosen Bemühungen und zu Enttäuschung. Eine der Komplexitäten des Klimaaktivismus besteht darin, dass es viel zu hoffen gibt, aber immer im Rahmen des Möglichen. Die Wissenschaft sagt uns, dass wir mit schnellen und heroischen Anstrengungen die globale Temperatur stabilisieren können. Doch das würde das Schmelzen der Eisschilde und den Anstieg der Meere in den kommenden Jahrhunderten nicht verhindern (es würde aber Tempo und Ausmass der Schmelze beeinflussen).

Wir können uns für bewährte Lösungen und ehrliche Innovationen einsetzen und nicht auf die Ablenkungen, Verzögerungstaktiken und falschen Lösungen hereinfallen, die jetzt von denselben Interessen vorangetrieben werden, die uns einst die Klimawandelleugnung beschert haben.

Wer hofft, geht ins Risiko. Man riskiert zu verlieren. Hoffen bedeutet aber auch, den Sieg zu riskieren. Und siegen kann nur, wer sich versucht. (Andererseits ist es möglich, dass das Unterfangen ohne Ihren Beitrag zum Erfolg gelangt.) Wir, die wir ein materiell sicheres und bequemes Leben führen und zu Gesellschaften gehören, die den Löwenanteil der Treibhausgase verursachen, haben nicht das Recht, im Namen anderer zu kapitulieren. Wir haben die Pflicht, solidarisch mit ihnen zu handeln.

Das beginnt damit, zu erkennen, dass die Zukunft noch nicht entschieden ist, weil wir sie jetzt entscheiden. **R**

---

### Zur Autorin und zum Text

Rebecca Solnit ist Autorin, Historikerin und Co-Gründerin des Klima-Bildungsprojekts Not Too Late. Ihr Beitrag erschien am 19. Oktober 2022 unter dem Titel «Why Climate Despair Is a Luxury» bei «The New Statesman».

Aufgeben ist keine Option: Das eigene Heim gegen das unberechenbare Wetter so gut wie möglich wappnen.

Ich habe Depressionen oft als eine Hoffnungslosigkeit darüber empfunden, dass sich die trostlose Gegenwart niemals ändern wird. Als einen Gemütszustand, in dem nichts erstrebenswert erscheint und die Hindernisse auf dem Weg zu etwas Besserem unüberwindbar wirken. Disziplin und Routine waren zwei Weisen, solche Düsternis in Schach zu halten. Aber ich habe auch gelernt, dass das Gefühl, dass sich nichts verändere, nur eine mentale Wetterlage ist, die vergeht. Alle Erfahrungen aus der Geschichte sprechen für die Veränderung. Auch das hat mir geholfen, und deshalb versuche ich, zwischen Verzweiflung als Gefühl und als Prognose zu unterscheiden.

Aufgeben ist keine Option: Das eigene Heim gegen das unberechenbare Wetter so gut wie möglich wappnen.

# «Ich freue mich auf die Zukunft, die wir gerade erschaffen»

Christiana Figueres war die treibende Kraft hinter dem letzten grossen klimapolitischen Durchbruch. Sieben Jahre nach dem Pariser Klimaabkommen ist sie hoffnungsvoller denn je.

Ein Interview von David Bauer

«Frau Figueres», fragte ein Reporter 2010 die Diplomatin an ihrer ersten Pressekonferenz, nachdem sie zur Uno-Klimachefin ernannt worden war. «Glauben Sie, dass ein globales Klimaabkommen jemals möglich sein wird?» Ohne eine Sekunde zu zögern, antwortete sie: «Nicht zu meinen Lebzeiten.»

Fünf Jahre später führte Christiana Figueres in Paris 196 Staaten zum Weltklimaabkommen.

**Frau Figueres, wenn wir die schlimmsten Folgen der Klimakrise abwenden wollen, müssen wir schnell handeln. Das haben uns die Hitzewellen 2022 erneut vor Augen geführt. Gleichzeitig fühlt es sich an wie ein weiteres verlorenes Jahr. Wie blicken Sie auf das Vorjahr zurück?** Mit gemischten Gefühlen. Einerseits mit Schmerz – primär wegen des russischen Krieges in der Ukraine und seiner Auswirkungen auf so viele unschuldige Familien. Andererseits freue ich mich über

die unbeabsichtigte, aber positive Folge des Krieges: Wir haben endlich verstanden, dass Erdgas, Kohle und Erdöl leicht zur Erpressung eingesetzt werden können.

**Ist es wirklich ein Gewinn für das Klima, wenn russisches Gas durch fossile Brennstoffe aus anderen Unrechtsstaaten ersetzt wird, Kohlekraftwerke weiterbetrieben werden und Fracking plötzlich wieder Thema ist? Die Dringlichkeit hat auch langfristige Lösungen verhindert.**

Ich sehe das anders. In einem Notfall stoppt man zuerst die Blutung, egal wie. Um gröbere Schäden zu verhindern, ist das auch sinnvoll. Aber das ändert nichts daran, dass der langfristige Plan spätestens seit den Pariser Klimaverträgen aus dem Jahr 2015 politisch gefestigt ist: Bald werden Investitionen hoffentlich nur noch in erneuerbare Energie fliessen.

**Wie gehen Sie mit diesem widersprüchlichen Gefühl um? Ein grausamer Krieg in der Ukraine war nötig, um ein breites Umdenken zu bewirken.**

Wenn nicht der Krieg gewesen wäre, hätte ein anderes Ereignis für den Pers-

pektivenwechsel gesorgt. Und viele waren auch vor dem Krieg bereits dabei, die Notwendigkeit einer sofortigen Transformation zu verstehen.

**Viele sorgen sich jetzt wegen steigender Lebenshaltungskosten. Wie schaffen wir Platz für die Klimakrise, wenn es immer andere dringliche Dinge gibt, um die man sich kümmern muss?**

Betrachtet man die Krisen in einer Entweder-oder-Logik, entsteht ein solches Dilemma. Tatsache ist aber, dass ... *(Ihr Blick schweift am anderen Ende des Videocalls ab.)* ... hier spaziert gerade ein riesiger Leguan über meinen Balkon.

**Ein Leguan? Er kommt aber nicht etwa rein, oder?**

Er scheint es sich gerade zu überlegen.

**Oh.**

Ja. Ich behalte ihn besser etwas im Auge. Jetzt geht er auf das Gemüse los, das ich angepflanzt habe. Haben Sie schon mal einen gesehen?

**Nein, ich glaube nicht. Und ich bin auch ganz froh, dass ich jetzt hier sitze.**

Dieser Leguan hier ist mindestens einhalb Meter lang. Er sieht aus wie ein kleiner Dinosaurier. Verzeihung, wo waren wir?

**Nun ja, das passt fast zu gut. Ich habe gefragt: Wie können wir uns auf die Klimakrise konzentrieren, wenn es stets andere, kurzfristig akutere Dinge gibt, die unsere Aufmerksamkeit erfordern?**

Dieser Gegensatz ist ein Mythos und existiert nur in unseren Köpfen. Alles, was wir derzeit erleben, hängt zusammen. Die Energieknappheit, die Klimakrise und die Krise der Biodiversität und die fehlende soziale Gerechtigkeit verstärken einander. Wir müssen die Scheuklappen ablegen und das endlich verstehen.

**Klar. Aber wenn man sich mit akuten Krisen wie der Pandemie oder einem Krieg konfrontiert sieht, dann fühlt es sich manchmal überwältigend an, sich auch noch auf die Klimakrise zu konzentrieren, die vielerorts abstrakt und weit weg ist.**



republik.ch/z/figueres

Dieser Beitrag erschien am 10.01.2023 auf republik.ch



---

## Zur Person

Christiana Figueres wurde in San José, Costa Rica, geboren. Ihr Vater José Figueres Ferrer war dreimal Präsident von Costa Rica; ihre Mutter Karen Olsen Beck war Diplomatin und unter anderem Botschafterin von Costa Rica in Israel; Christiana Figueres' Bruder José María war ebenfalls Präsident des Landes. Sie wurde 2010 Geschäftsführerin der UN Framework Convention on Climate Change und in der Folge eine Schlüsselperson beim Pariser Klimagipfel 2015.

Christiana Figueres im Oktober 2015, kurz vor der Unterzeichnung des Pariser Klimaabkommens.

Frédéric Stucin/Pasco&co

Absolut. Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf die Dinge, die gerade jetzt unsere Aufmerksamkeit erfordern – zum Beispiel den Leguan vor meinem Fenster. Unsere Aufmerksamkeit soll aber nicht dort aufhören. Wir müssen uns um das unmittelbar Dringliche kümmern – den Krieg, die Energiekrise, die Inflation – und gleichzeitig eine Vision darüber hinaus entwickeln.

**In Ihrem Buch schreiben Sie: Wenn wir die Klimakrise bekämpfen wollen, müssen wir «alle die dringende Verantwortung haben, uns regelmässig zu erholen, und uns davor schützen, zu verzweifeln». Das scheint aber angesichts der Lage schwieriger als auch schon ...**

... und deshalb umso notwendiger. Wir sind mit vielen düsteren Prognosen und Nachrichten konfrontiert. Und die Transformation bleibt eine grosse Herausforderung. Es ist offensichtlich, dass wir den Planeten nicht weiter ausbeuten dürfen. Wir müssen das alles als Teil unserer schwierigen Realität akzeptieren.

Aber die Realität hört nicht da auf. All die Fortschritte, die wir machen – technologisch, politisch und wirtschaftlich –, sind ebenfalls Teil dieser Realität. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit auch darauf richten, damit wir nicht resignieren, aufgeben und an der Realität verzweifeln.

**Wie bekommt man das hin? Wie entwickelt man dafür eine Aufmerksamkeit?**

Indem man sich dafür entscheidet.

**So einfach ist das?**

Ja. Es ist eine Entscheidung. Das klingt nach einer dummen Antwort, aber das ist sie nicht. Die Einstellung, mit der ich meine Tage verbringe, liegt vollständig unter meiner Kontrolle. Es gibt nur wenige Dinge im Leben, die man vollständig unter Kontrolle hat. Ihre Gesundheit ist nicht unter Ihrer Kontrolle. Ihre Kinder sind nie unter Ihrer Kontrolle. Das Einzige, was Sie wirklich unter Kontrolle haben, ist Ihre Denkweise und Aufmerksamkeit – und damit können Sie auch verhindern, in Schwermut, Verzweiflung und die totale Resignation abzugleiten, was letztlich kontraproduktiv ist.

**Aber alle haben diese Momente. Sie bestimmt auch.**

Klar. Ich halte inne und erinnere mich: All die schlechten Nachrichten und düsteren Prognosen sind real und lösen bei mir negative Emotionen aus – Schwermut, Trauer, Verzweiflung. Ich lasse mich auf diese Gefühle ein, denn auch sie sind ein Teil von mir. Aber wenn wir wollen, finden wir in der Fülle unserer Wirklichkeit immer Anzeichen von Schmerz und Freude. Von Katastrophen und von Schönheit. Von Traurigkeit und Freude. Immer.

**«Schliesst sich eine Tür, suchen wir nach einem Fenster; schliesst sich das Fenster, suchen wir nach einem Spalt.»**

Christiana Figueres

**Und so zwingen Sie sich, auch das Gute in einer Welt zu sehen, die am ökologischen Abgrund steht?**

Wenn ich meine Brille des Leidens und der Verzweiflung aufsetze, werde ich nur danach suchen und auch darin bestätigt. Aber setze ich eine andere Brille auf, werde ich auch Freude und Glück finden. Wir dürfen es uns nicht zu einfach machen. Wir müssen uns für die ganze Komplexität öffnen.

**Sie nennen diese Denkweise «hartnäckigen Optimismus».**

Es wird immer Hürden geben – egal was wir tun und insbesondere bei einem so monumentalen Projekt wie der globalen Dekarbonisierung. Die optimistische Hartnäckigkeit besteht darin, alle Hürden anzuerkennen und sich davon nicht aufhalten zu lassen: Schliesst sich eine Tür, suchen wir nach einem Fenster;

schliesst sich das Fenster, suchen wir nach einem Spalt.

**Woher kommt dieser Blick auf die Welt?**

Als Anthropologin bin ich darauf trainiert, die Welt mit einem weiten Blick zu betrachten und viele verschiedene Realitäten wahrzunehmen. Aber mein Studium des Engagierten Buddhismus hat mir dabei auch geholfen.

**Engagierter Buddhismus?**

Der Engagierte Buddhismus fragt: Wer sind wir? Wie können wir sicherstellen, dass wir aus unserem besten Selbst heraus handeln? Was sind in diesem Moment meine und unsere Handlungsoptionen? Wenn man einen Schritt zurück macht und all diese Fragen für sich beantwortet, wird man merken, in was für einer vergleichsweise tollen Zeit wir gerade stecken. Ich bin unglaublich privilegiert, gerade jetzt am Leben zu sein – und in der Weltgeschichte das Kapitel des Anthropozäns mitschreiben zu dürfen.

**Bisher haben wir aber ein ziemlich düsteres Kapitel geschrieben ...**

Das Anthropozän als neues geologisches Zeitalter fing in den 1950er-Jahren an. Damals begannen menschliche Aktivitäten das Klima und die Ökosysteme erheblich zu beeinflussen. Und ja, Sie haben recht, in den ersten 70 Jahren nutzten wir unsere Möglichkeiten unverantwortlich. Aber jetzt, da wir wissen, was unser Tun bewirkt, können wir viel verantwortungsvoller handeln. Ich freue mich auf die Zukunft, die wir gerade erschaffen.

**Ich bin erstaunt, wie optimistisch Sie in die Zukunft blicken. Andererseits sollte es mich nicht überraschen: Sie haben einmal gesagt, eine optimistische Grundhaltung sei der Schlüssel zur Aushandlung des Pariser Klimaabkommens gewesen. Wie ist es Ihnen gelungen, die Denkweise der mächtigen Entscheidungsträgerinnen zu verändern?**

Zunächst einmal: Man kann die Denkweise anderer Menschen nicht verändern. Das ist unmöglich. Und das liegt auch nicht in meiner Verantwortung. Gleichzeitig glaube ich, dass wir alle Vorbilder sein müssen – primär für jene, die

noch entscheiden müssen und können, auf welcher Seite der Geschichte sie stehen wollen. In Paris haben wir versucht, so strahlend und optimistisch wie möglich die Opportunitäten und die Vision einer klimafreundlichen Zukunft aufzuzeigen, und dann gefragt: Wollen Sie einen Beitrag zum Gemeinwohl leisten? Wollen Sie zum Fortschritt der Menschheit beitragen? Wollen Sie mitgestalten? Die Antworten muss jeder für sich selbst finden. Aber die Entscheidung fällt einfacher, wenn man sieht, dass es bereits Millionen anderer Vorbilder gibt, die sich längst entschieden haben.

**Wenn Sie auf die Unterzeichnung des Pariser Abkommens im Jahr 2015 zurückblicken: Sind Sie heute mehr oder weniger hoffnungsvoll?**

Ich bin hoffnungsvoller. In den vergangenen sieben Jahren gab es unglaubliche Fortschritte, die oftmals als «Paris-Effekt» bezeichnet werden: Erneuerbare Energien haben einen unglaublichen Aufschwung erlebt, die Batterietechnologie hat rasante Fortschritte gemacht, Elektromobilität setzt sich immer mehr durch und so weiter und so fort. Es ist einfach fantastisch, wie viel sich in den sieben Jahren getan hat.

**Andererseits ...**

Wenn Sie die düstere Brille aufsetzen und nach Negativem suchen, werden Sie auch Rückschritte finden. Mir ist das schon bewusst.

**Die Erderwärmung können wir realistischerweise kaum mehr auf die angepeilten 1,5 Grad begrenzen. Viele Menschen sind frustriert, wütend. Praktisch kein Land hält ein, was es 2015 in Paris versprochen hat.**

Schauen wir uns die Zahlen an: Im Jahr 2014, ein Jahr vor der Unterzeichnung des Pariser Abkommens, steuerte die Welt auf eine globale Erwärmung von 4 bis 6 Grad zu. Hätten wir so weitergemacht, gäbe es in ein paar hundert Jahren keine Menschheit mehr. Ende, aus. Mit den Pariser Verpflichtungen haben wir die Prognosen auf 3,7 Grad runtergebracht. Das ist besser, aber immer noch völlig unzureichend. Deshalb geht das Pariser Abkommen auch davon aus, dass wir das 1,5-Grad-Ziel nicht auf einen Schlag erreichen werden. Dafür fehlen uns die Technolo-

gien, und politische Entscheide benötigen viel Zeit. Das Pariser Abkommen sieht daher vor, dass die Länder alle fünf Jahre eine Bilanz ziehen und ihre Verpflichtungen erneuern müssen. So machen wir einen Schritt nach dem anderen und schwächen so die gefährlichsten Folgen der globalen Erwärmung ab. Wir begannen mit 4 bis 6 Grad, jetzt sind wir mit den jüngsten Verpflichtungen bei 1,8 Grad gelandet. Das ist ein Fortschritt.

**Sie glauben also, dass viele die Geschwindigkeit des Fortschritts unrealistisch eingeschätzt haben und deshalb jetzt enttäuscht sind?**

Es fehlt an historischem Bewusstsein. Sie haben vergessen, dass wir vor Paris auf 4 bis 6 Grad zusteueren und 2014 blankes Entsetzen herrschte, als das klar wurde. Das haben alle vergessen. Es ist ein wenig so, wie wenn Sie sich als unспортlicher Mensch vornehmen, für einen Marathon zu trainieren: Nachdem Sie drei Monate lang gelaufen sind und ein ordentliches Tempo erreicht haben, konzentrieren Sie sich nur noch darauf, wie Sie sich noch weiter verbessern können. Das ist auch gut so. Fordern Sie sich weiter heraus. Aber es ist auch wichtig, zu erkennen, dass Sie bis vor ein paar Wochen keinen Kilometer rennen konnten, ohne sofort ausser Atem zu geraten.

**Mit dem Unterschied, dass bei diesem Marathon die Welt in Flammen steht und uns die Katastrophe einholt, wenn wir nicht schnell genug rennen. Wie können wir uns also weiter verbessern – und zwar schnell?**

Im nächsten Jahr werden die Preise für erneuerbare Energien – und zwar für alle – weiter sinken, während ihr Einsatz und die Investitionen in sie weiter steigen werden. Das bedeutet, dass sich immer grössere Teile des Energiemarktes auf erneuerbare Energien verlagern werden. Wir werden auch immer mehr Investitionen in dezentrale erneuerbare Energien sehen – und das ist wichtig, weil noch immer 600 Millionen Menschen keinen Zugang haben. Dezentrale Energie wird dazu beitragen, die schwer zugänglichen Märkte – vor allem in Afrika – zu erreichen. Auch bei der Elektromobilität wird es einen enormen Aufschwung geben, zunehmend auch im Bereich des Schwerlastverkehrs: bei

Lastwagen und Schiffen. Und wir werden grosse Fortschritte sehen bei grünem Wasserstoff und Elektrolyseuren, die wir benötigen, um auch in schwer zu dekarbonisierenden Sektoren wie der Stahl-, Eisen- und Zementproduktion Fortschritte zu erzielen.

**Wie sieht es mit der Politik aus?**

Es steht dieses Jahr die weltweite Bestandsaufnahme der Klimapolitik an, wie sie im Pariser Abkommen festgeschrieben ist. Wir werden sehen, wie rasch oder langsam die Dekarbonisierung vorankommt. Das wird eine Erinnerung daran sein, dass die Uhr bis 2030 tickt. Wir haben viel erreicht – aber es bleibt noch so viel zu tun. Bis 2030 müssen wir unbedingt 50 Prozent der weltweiten Emissionen eliminieren, so wie es die wissenschaftlichen Prognosen nahelegen. Von diesem Ziel sollten wir keinesfalls abweichen.

**Lassen Sie uns noch ein wenig weiter in die Zukunft blicken. Wir bitten unsere Leserinnen im Rahmen des Klimalabors, sich die Zukunft vorzustellen. Stellen Sie sich vor, Sie könnten mit einer Zeitmaschine 60 Jahre in die Zukunft reisen. Was sehen Sie dort?**

Ich wäre dann 126 Jahre alt. Dieser Gedanke gefällt mir. Ich denke aber, dass wir schon viel früher unsere Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen überwunden haben werden, mit allen positiven Auswirkungen, die das mit sich bringen wird. Etwa für unsere Gesundheit – denn die Verschmutzung durch fossile Brennstoffe ist grässlich. Städte werden für die Menschen konzipiert sein, die darin wohnen, nicht für Autos. Wir werden über Ackerland verfügen, das viel produktiver ist als heute. Wir werden die Produktion und die Distribution von Lebensmitteln so optimiert haben, dass wir nicht mehr einen Grossteil ihres Nährwerts verschwenden werden. Und wir werden viel weniger Ungleichheit haben als heute, weil es uns gelungen ist, die Schwächsten vor den schlimmsten Auswirkungen der Klimakrise zu schützen, unter denen sie jetzt leiden. Was meine Arbeit motiviert, ist soziale Gerechtigkeit. Und ich bin sehr zuversichtlich, dass wir in 60 Jahren eine viel gerechtere Welt haben werden. Vermutlich schon deutlich früher. R



# Sie lieben Fleisch und Käse? Das lässt sich ändern

Die pure Lust am Essen: Alle Bilder für diesen Beitrag wurden im Restaurant Dar von Zizi Hattab aufgenommen.

# Wie wir lernten, Essen zu mögen, das wir früher verschmäht hatten.

Von Elia Blülle, Marie-José Kolly (Text) und Marvin Zilm (Bilder)

Die Hühner kommen in Boxen. Zusammengepfercht, ohne Tageslicht. Sobald sich der Deckel im Schlachthaus öffnet, bricht Panik aus. Sie flattern und gackern. Die Schlachter klemmen die Tiere an den Füßen in eine laufende Kette, die sie kopfüber durch ein elektrisiertes Wasserbad schleppt, damit die Vögel später stillhalten, wenn ihnen die Maschinen den Kopf absägen und die Federn ausreissen. Ein tödlicher Parcours. Vollautomatisch.

Der moderne Schlachter hantiert in der riesigen Fleischfabrik nicht mehr nur mit dem Messer, sondern vor allem mit der Tastatur – und Zineb Hattab managte und programmierte dafür die Software. Sie war dafür verantwortlich, dass die Maschinen ohne Unterbruch töten. Gab es einen Alarm oder stieg eine Anlage aus, betreute sie die Programme aus der Ferne, beriet ihre Kunden, behob Fehler.

Doch das ist Geschichte.

Die gelernte Ingenieurin hat dieses Kapitel längst abgeschlossen. Heute ist sie eine der berühmtesten Köchinnen der Schweiz. 2020 eröffnete sie ihr erstes, 2021 ihr zweites Restaurant. Beide in Zürich. Fast immer ausgebucht.

Dann, an einem kalten Morgen im vergangenen Dezember, während die Küche bereits die Mise en Place präparierte, fuhr ein schwarzer SUV vor ihrem Lokal vor. Ein Mann in Lackschuhen und hellblauem Hemd stieg aus und überreichte ihr eine hübsch verzierte Schachtel. Foto, Händedruck, Champagner.

Hattab erhielt als erste Köchin der Schweiz, die weder Fleisch noch Milchprodukte verarbeitet, einen Michelin-Stern. Die Plakette wird sie ins gemeinsame Büro hängen, nicht an die Fassade, wie es viele andere tun. «Der Stern freut mich, ehrt mein Team», sagt sie. «Mehr aber auch nicht.»

Die 32-jährige Köchin spricht mit der Stimme einer Person, die niemandem mehr etwas beweisen muss: nüchtern, monoton, immer zur Sache, ohne dabei arrogant oder selbstverliebt zu wirken. Angeberei mag sie nicht, obwohl sie Grund dazu hätte. In wenigen Monaten ist sie zu einer der prominentesten Köchinnen der Schweiz aufgestiegen – und das nicht, weil sie nur mit Pflanzen kocht. «Sondern weil wir gut kochen», sagt sie.

Die Küche von Zizi Hattab brachte uns zum Nachdenken. Wir, Autorin und Autor dieses Textes, teilen das Büro, essen oft am Mittag zusammen, manchmal auch abends im Zürcher Gourmet-Schuppen. Uns verbindet die Liebe zu gutem, opulentem Essen – zu dem meistens Fleisch, Fisch oder Meeresfrüchte dazugehören. Wieso schaffen wir es nicht, uns rein pflanzlich zu ernähren, wenn es doch so lecker sein kann?

Oft haben wir es versucht, immer sind wir gescheitert. Zu sehr lieben wir zu speziellen Anlässen das Entrecôte mit Kräuterbutter, den Cappuccino mit Kuhmilch, Foie gras an Weihnachten, die Käseplatte zum Dessert.

Alle Gewissensbisse ändern nichts daran, dass diese Speisen unfassbar gut sind. Der Schlachthof, das Tierleid, die Klimakrise und das Artensterben lassen sich nach einem anstrengenden Arbeitstag, beim Poulet aus dem Ofen mit Rosmarinkartoffeln und Karotten, gut verdrängen.

Hafermilch, Quornschnitzel, Tofu, der nach Karton schmeckt: Finden wir widerlich.

Auf den Zeigefinger unserer Freundinnen reagieren wir mit Augenrollen.

Dabei wissen wir: Die Abkehr von tierischer Ernährung ist unausweichlich.

## 1. Die Lust

Zineb Hattab, die alle nur Zizi nennen, wuchs in Spanien an der Costa Brava auf, an deren Sandstrände sich Sommer für Sommer Hunderttausende Touristen flä-

zen. Ihre Eltern, beide aus Marokko, zogen nach Europa, um ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen. Hattab erinnert sich an die Erdbeeren, die an der spanischen Sonne zu faustgrossen Früchten anschwellen. Und an die Garage: Dort schlachtete ihr Vater jeweils zum islamischen Opferfest Eid ein Lamm, hängte es an den Füßen auf, liess es nach muslimischer Tradition ausbluten, zog die Haut ab, entnahm die Eingeweide, die auch im Kochtopf landeten. Die ganze Verwandtschaft kam. Hattab musste Mutter und Vater helfen, rupfte Hühner, tötete Hasen.

«Das war meine Kindheit», sagt sie. «Ich empfand das nicht als Terror, es sind heute wunderschöne Erinnerungen.»

Ihre Eltern wollen, dass sie etwas Handfestes studiert. Also wird sie Wirtschaftsingenieurin, zieht in die Schweiz und arbeitet als Softwareentwicklerin.

Sie programmiert für Parfüm- und Kosmetikfabriken, aber auch für Schlachthäuser. In der Freizeit schaut sie sich Kochvideos im Internet an und kocht die Gerichte nach – anfangs nur in der kleinen Küche zu Hause im sanktgallischen Oberriet. Dann in einem Restaurant an der Grenze zu Österreich, dessen Inhaber sie am Wochenende mitarbeiten lässt. 2014 kündigt sie bei der Softwarefirma und sagt, sie wolle Köchin werden.

Drei Wochen später steht sie mit einem Sternekoch am Herd – in Bilbaos Guggenheim-Museum, im Restaurant Nerua, gegen Kost und Logis. Bald arbeitet sie in Modena, in New York und auf Schloss Schauenstein bei Andreas Caminada, der als einer der besten Köche der Schweiz gilt. Ihre grösste Stärke, wie sie sagt: Fisch und Fleisch.

Das war keine Strafaufgabe, sondern die Kür. In der klassischen Gastronomie sitzt das Tier immer noch in der Mitte jedes gut komponierten Tellers.

Früher, als sich praktisch das ganze Leben eines Menschen um die Nah-



republik.ch/z/dar

Dieser Beitrag erschien am 18.03.2023 auf republik.ch



rungsbeschaffung drehte, war Fleisch ein seltener Genuss. Das Reh musste mit einem Holzspieß erlegt werden, der Fisch mit den Händen gefangen. Fleisch ist Arbeit, Fleisch ist exklusiv – und darum Status.

Restaurants, wie wir sie heute kennen, sind eine moderne Erfindung – stark geprägt von der französischen Küche, die bis in die jüngste Vergangenheit als die beste der Welt galt, 200 Jahre lang den guten Geschmack vorgab und sehr fleischlastig ist. Als «Tyrannei des Fleisches in brauner Sosse» bezeichnete 2019 eine amerikanische Journalistin die französische Gastronomie: «Paté, gefolgt von nichts anderem als Entrecôte, Entrecôte, Entrecôte. Und gelegentlich Lammbraten, Entenbrust. Keine nennenswerte Gemüsebeilage.»

Die französische Küche hat das westliche Verständnis von exzellentem Essen geprägt. Zu ihrem Mythos hat aber auch beigetragen, dass sie für die allermeisten Menschen unerreichbar war. Fleisch war teurer: Unsere Grosseltern sprachen noch vom Sonntagsbraten und der Weihnachtsgans, die Bratwurst wurde geteilt, der Vater erhielt die Hälfte, Mutter und Kinder den Rest. Seit das Steak

aber nicht mehr eigenhändig aus der Kuh herausgeschnitten werden muss, sondern das Tier im Schlachthaus abseits der Zivilisation erlegt und abgepackt im Kühlregal gekauft werden kann, ist es ein Massenprodukt. Jeden Tag Festessen. Und je wohlhabender eine Gesellschaft und je billiger das Fleisch, desto höher der Konsum.

In China ernährten sich die Menschen bis vor kurzem fast ausschliesslich pflanzlich. Die Pekingente, die im Westen als traditionell chinesisches Menü verkauft wird, war dort über lange Zeit ein einmaliges Hochzeitsmahl. Aber seit die Industrialisierung auch in China Einzug hält und die Mittelschicht wächst, passt sich der Fleischkonsum immer mehr den westlichen Essgewohnheiten an: Anfang der 1960er-Jahre ass der durchschnittliche Chinese pro Jahr nur 3 Kilogramm Fleisch. 2019 waren es schon 63 Kilogramm. Aber dass Fleisch heute selbstverständlich im Zentrum der westlichen Küche steht – das Ofenpoulet, das Zürcher Geschnetzelte, die Saltimbocca –, hat auch biologische Gründe.

Der menschliche Körper ist – im Gegensatz zu Kohlenhydraten oder Fetten – auf Proteine angewiesen; seine Zellen

bestehen daraus. Ohne Protein gibt es keinen Menschen. Und Fleisch zu braten, ist heute der einfachste Weg, den Körper schnell mit hochprozentigen Proteinen zu versorgen.

Unter der Hitze reagieren die im Fleisch enthaltenen Zucker mit den Protein-Bausteinen, den Aminosäuren, und eine braune Kruste entsteht. Beisst man nun in ein perfekt gebratenes Steak, schleppt der Saft diese neuen chemischen Verbindungen in den Mund, und von da aus gelangen sie in die Nase, wo sich ihre rauchig-würzigen, aber auch süsslichen Aromen entfalten.

Fleisch enthält auch viel Fett. Und weil Fett zähflüssiger ist als zum Beispiel die wässrigen Fasern einer gedämpften Karotte, haftet der Fleischgeschmack viel länger auf der Zunge und wir erleben die darin enthaltenen Aromen intensiver, differenzierter.

Mit dem Essen ist es wie bei einem abstrakten Gemälde: Je mehr Zeit man damit verbringen kann, desto besser erkennt man seine Komplexität, desto mehr Freude kann es einem bereiten.

Wissenschaftler bezeichnen das Fleisch auch als U-Bombe. Denn gebratenes Fleisch enthält alle chemischen

Bestandteile, perfekt ausbalanciert, die für sogenanntes Umami verantwortlich sind – die fünfte Geschmacksrichtung neben süss, salzig, sauer und bitter.

Das symbiotische Zusammenspiel macht ein Gericht lecker. Dominiert ein Geschmack zu stark, ist die Suppe versalzen, beinhaltet die Salatsauce zu viel Essig, wird das Essen ungeniessbar. Und Geschmäcker sind wie eine Etikette, die Lebensmittel klassifiziert.

Sie schützen uns etwa davor, Dinge zu essen, die töten oder krank machen.

Giftige Pflanzen schmecken oft sehr bitter, verdorbene Speisen sauer. Gleichzeitig helfen uns Geschmäcker auch zu erkennen, welche Nahrungsmittel unserem Körper Energie liefern. Menschen haben deshalb eine universale Präferenz für Süsses: Zucker liefert kurzfristig sehr viel Energie. Umami wiederum signalisiert uns, dass eine Speise Proteine enthält, die das Baumaterial für unseren Körper sind.

Das heisst: Wir sind biologisch dazu verdammt, den knusprig gebratenen Pou-

letschenkel lecker zu finden. Auch Käse, Milch und Eier sind fett- und proteinhaltig, und sie enthalten viel Glutamat – eine Aminosäure, die für den Umami-Geschmack mitverantwortlich ist. Protein ist so wichtig für den Menschen, dass unsere Geschmacksnerven noch viel feiner darauf eingestellt sind als auf Süsses und Salziges: Wir kennen Glutamat schon vor der Geburt aus dem Fruchtwasser, wir kennen es aus Mutter- oder Pulvermilch. Und wegen des Glutamats lieben wir Käse. Darum streuen Italiener auch über fast jedes Gericht Parmesan.

## 2. Der Mut

Als Zizi Hattab im Winter 2020 ihr erstes eigenes Restaurant namens Kle in Zürich plant, arbeitet sie akribisch an der Speisekarte: Welche Gerichte sollen darauf? Woher kommen die Zutaten? Ihr Kühlschrank ist vollgestopft mit Käse, weil ihr ein Käser Dutzende Degustationsproben mitgegeben hat.

Hattab, die gelernte Ingenieurin, sitzt vor ihrem Computer und sieht, wie

viele Liter Milch, wie viel Käse, Geflügel, Eier sie benötigen würde, um ihre Menüs umzusetzen. Die Ergebnisse jagt sie durch einen CO<sub>2</sub>-Rechner, denn sie will ihr Restaurant so nachhaltig wie möglich führen. «Die Zahlen waren enorm hoch», sagt Hattab. «Ich begriff: 70 Prozent der Emissionen könnte ich vermeiden, wenn ich auf tierische Produkte verzichte.»

Doch isst sie auswärts vegan, landet sie meistens bei einem Salat, der Quinoa-Bowl, gegarten Rüeblli und Kartoffeln. «Diese Gerichte waren lieblos», sagt sie. Und so fragt sich Hattab, mit all den Zahlen zu ihren künftigen Emissionen im Hinterkopf: Könnte ich das anders machen?

Sie räumt den Kühlschrank leer, bringt die Käseproben für ihr neues Restaurant zu einem Freund, der jammert, nun stinke seine ganze Wohnung.

Hattab entscheidet sich über Nacht, wenige Wochen vor der Eröffnung: Ihre Köche sollen nur pflanzenbasiert kochen. Freundinnen und Familie fragen:



Warum machst du dir das Leben so schwer? Wieso riskierst du so viel?

Ein Restaurant, das niemand will, geht pleite. Wer auf Fleisch, Käse, Rahm, Butter und Eier verzichtet, verzichtet auch auf viele Kunden.

Hattab sagt, als Inhaberin eines Unternehmens trage sie das Gewicht jeder Entscheidung auf den Schultern. Sie arbeitet nun nicht mehr für andere Spitzenköche, deren Werte sind jetzt egal. «Ich habe das Restaurant nicht für mein Ego eröffnet», sagt sie. «Ich benötige aber einen höheren Grund, um motiviert zu bleiben, um andere für meine Küche, mein Essen zu begeistern.»

Mit ihrem Entscheid, in der Spitzen-gastronomie tierfrei zu kochen, ist sie nicht allein.

Der Schweizer Koch Daniel Humm wuchs im aargauischen Rothrist zwischen Bahngleisen und der A1 auf. Heute ist er in den USA ein Promi. Als er in der Pandemie sein New Yorker Restaurant Eleven Madison Park schliessen musste, war er oft einsam und hatte viel Zeit zum

Nachdenken. «Ich realisierte, die Welt verändert sich, das Nahrungssystem verändert sich, das Klima verändert sich», sagte Humm später in einer amerikanischen Late-Night-Show. Und so kam es, dass 2021 Humms legendäre Ente an Lavendel-Honig-Glasur und der in Butter pochierter Hummer weichen mussten. Als das «Eleven Madison Park», eines der berühmtesten Restaurants weltweit, nach der Pandemie wieder seine Tore öffnete, befreite Humm das Menü von Fleisch, Fisch und Meeresfrüchten.

Die Rezensionen waren teils vernichtend. Die «New York Times» schrieb, die drei Tage lang gerösteten, dehydrierten Randen hätten nach einem Reinigungsmittel geschmeckt und wie ein «brennender Joint» gerochen. Und Humm wurde auch kritisiert, weil er manchen seiner Angestellten sehr tiefe Löhne bezahlt, obschon das Menü mehrere hundert Dollar kostet.

Das Londoner Luxushotel Claridge rebellierte, als Humm nach dem «Eleven Madison Park» auch sein Restaurant auf

pflanzliche Produkte umstellen wollte. 2021 gab er deshalb die Führung ab.

Humm war der erste Koch, der es wagte, ein Restaurant mit drei Michelin-Sternen auf pflanzenbasierte Nahrung umzustellen. An der Klimakonferenz in Glasgow sagte Humm, seine neue Lebensaufgabe sei es nun, pflanzliches Essen «lecker, magisch und luxuriös zu machen».

### 3. Der Widerstand

Zizi Hattab und Daniel Humm leiten in der Sterneküche gerade eine überfällige Transformation ein. Allerdings reduziert sich der Fleischverschleiss nicht allein dadurch, dass einige Spitzenköchinnen mehr Pilze braten und einige Menschen ihren Kaffee mit Hafermilch trinken. Kollektive Probleme löst man nicht am Esstisch, sondern in Parlamenten: Sie können Anreize setzen, Vorschriften und Regeln erlassen.

Doch wie schwierig das ist, zeigt eine Episode aus Spanien. Im Juli 2021 postete Alberto Garzón, Konsumminis-



ter, ein kurzes Video auf Twitter, in dem er auf der Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse erklärte, wieso die massenhafte Fleischproduktion der Umwelt und den Menschen schade.

Er erklärte darin, sein Ministerium lanciere nun eine Kampagne und wolle nachhaltige Ernährung mit Anreizen unterstützen. Spanien drehte durch.

Auf das Video seines Ministers angesprochen, antwortete der sozialistische Premier Pedro Sánchez einzig mit dem Kommentar, für ihn sei ein «medium gebratenes Chuletón-Steak» unschlagbar. Der Agrar- und Ernährungsminister sagte, die Kampagne sei genauso falsch wie die Aussage, dass Zucker töte. Spanische Agrarverbände bezichtigten Garzón der «Lüge», und ein rechtes Parlamentsmitglied teilte in den sozialen Medien ein Foto von einem Grill, bestückt mit viel Fleisch unter dem Titel: «Auf Ihre Gesundheit».

Was in Spanien passierte, könnte sich so fast in jedem anderen Land wiederholen: Geht es ums Steak, brechen

erbitterte Kulturkämpfe aus – und, anders als bei anderen Themen, fast über alle politischen Lager hinweg.

Als etwa der kommunistische Politiker Fabien Roussel 2022 in Frankreich für die Präsidentschaft kandidierte, erklärte er Umweltaktivisten zu moralisierenden Spassbremsen. «Was werden wir künftig essen? Tofu und Sojabohnen?», fragte er an einer Wahlkampfveranstaltung. «*Mais enfin!*»

Gesellschaften verändern sich. Aber sie verändern sich langsam. In den 1950er-Jahren, als in der Schweiz noch fast alle Männer in Büros, Restaurants und am Familientisch pafften, wäre die Forderung eines Rauchverbots in öffentlichen Gebäuden politisches Harakiri gewesen. 60 Jahre später, nach aufgeladenen Debatten zwischen der Tabakindustrie, Gesundheitsverfechtern und Raucherinnen um die Gunst der Öffentlichkeit und der Politik, war die Verankerung im Gesetz nur noch Formsache.

Bei Fleisch, Käse und Eiern sind wir im Westen noch weit von einer Norm-

verschiebung entfernt, die alle Gesellschaftsschichten durchdringt.

Selbst wenn wir wissen, dass der Konsum die Klimakrise verstärkt und Nutztiere nicht freiwillig sterben, sondern getötet werden, entwickeln wir Rechtfertigungserzählungen (Die Kuh hatte doch ein gutes Leben auf der Alp!) oder rationalisieren den Konsum (Ich benötige die Proteine und das Eisen!). Wir leugnen persönliche Verantwortung, anstatt tatsächlich auf Fleisch zu verzichten. Psychologen sprechen vom Fleischparadoxon.

Wir weichen dem Konflikt auch deshalb aus, weil er unsere Identität gefährdet, die stark mit Essgewohnheiten verwoben ist. Eine Identität, zu der die Gans an Weihnachten ebenso gehört wie die Bratwurst auf dem Grill, das Käsefondue *en famille*. Fleischverzehr steht ausserdem für archetypische Männlichkeit, für Potenz und Gesundheit. Noch immer glauben viele, ein Mann, der satt und stark werden wolle, müsse Steaks essen.

Wollen wir begreifen, wie wir vom Fleisch wegkommen, müssen wir also erst verstehen, wie Gewohnheiten entstehen: Wieso essen wir, was wir essen?

#### 4. Das Vertrauen

Der Chemiker Arthur Fox hantierte 1931 mit einem Pulver namens Phenylthiocarbamid, als ihm versehentlich wenig davon in die Luft entwichte. Ein Laborkollege bemerkte, das Pulver schmecke bitter. Aber Fox selbst schmeckte nichts. Später werden Genetiker zeigen, dass ein einziges Gen mit der Bezeichnung TAS2R38 darüber entscheidet, wie stark wir diesen Bitterstoff wahrnehmen – und seine natürlichen Pendanten: Brokkoli etwa schmeckt für manche unfassbar bitter, für andere etwas bitter oder gar nicht bitter – abhängig davon, mit welcher Genvariante sie geboren wurden.

Die Forschung zeigt aber, dass wir unserer Genetik, der Natur nicht ausgeliefert sind. Es ist zwar leichter, Brokkoli, Spargeln oder Federkohl zu mögen, wenn man die milde Genvariante trägt. Aber auch wenn einem Federkohl bitter auf der Zunge liegt, verzichtet man nicht zwangsläufig darauf. Kinder mit ausgeprägtem Bitter-Gen essen ähnlich viel Grünzeug wie andere Kinder. Und als Jugendliche mögen sie es gleich gern wie andere Jugendliche. Geschmackliche



Vorlieben ergeben sich nicht einfach nur aus den Genen. Viel wichtiger ist es, in welcher Umgebung man gross wird.

1968 lud der Psychologe Robert Zajonc gut siebzig Studierende der Universität Michigan zu Experimenten ein, mit denen er herausfinden wollte, ob sie eine Vorliebe entwickeln für Dinge, denen sie regelmässig ausgesetzt sind. Oder in anderen Worten: Mögen sie das, was sie mögen, weil es ihnen vertraut ist? Weil sie besonders oft damit in Kontakt kommen?

Um diese Frage zu beantworten, wurden den Studenten unter anderem Fotos von verschiedenen Gesichtern präsentiert. Die Studienteilnehmerinnen mussten dann bestimmen, ob sie die abgebildete Person mögen könnten oder nicht. Der Psychologe legte ihnen die Fotos in schneller Abfolge vor, damit sie nicht bemerken konnten, dass manche der Fotos viel häufiger erschienen als andere. Zajonc war beeindruckt, wie klar die Resultate ausfielen: Je häufiger die Studierenden einem bestimmten Gesicht begegnet waren, desto besser gefiel es ihnen am Ende.

Zajonc führte das Experiment nicht nur mit Gesichtern durch, sondern auch mit chinesischen Schriftzeichen und erfindenen Wörtern. Das Ergebnis blieb gleich: Vertrautheit bewirkt, dass wir das Gezeigte bevorzugen. Das gilt für Schriftzeichen, Gesichter, Melodien, aber auch für Geschmäcker. Zajonc nannte diesen Effekt *mere exposure* – also «blosse Exponierung».

Beim Geschmack beginnt die Exponierung besonders früh. Schon vor der Geburt lernen Föten Geschmäcker übers Fruchtwasser kennen. Neugeborene, deren Mütter während der Schwangerschaft zum Beispiel Anisekese konsumiert haben, mögen später Anis lieber als andere.

Gleich nach der Geburt weitet ein Kind sein geschmackliches Repertoire aus, falls es gestillt wird: «Wenn die Mutter Karotten isst, *a great deal of carrots*», sagt Paul Wise, der am amerikanischen Monell-Forschungszentrum Geschmack und Geruch untersucht, «dann wird ihr Baby später Brei mit Karotten eher akzeptieren als Kinder von Frauen, die kaum Karotten essen.» Denn die Kinder haben den Geschmack über die Muttermilch kennengelernt.

In einem Experiment gaben Forscherinnen Kleinkindern über längere Zeit

Tofu zu essen, der unterschiedlich zubereitet wurde – neutraler Tofu, gezuckter Tofu und gesalzener Tofu.

Das Resultat: Die Kinder mochten bald den Tofu am liebsten, den sie am häufigsten vorgesetzt bekommen hatten, mit dem sie am besten vertraut waren.

Essen ist erlerntes Verhalten *par excellence*: Mögen wir den Tofu, das Entrecôte oder das Chicken-Nugget, lösen sie als Stimuli Appetit aus. Und die Freude, das wohlige Gefühl im Magen nach dem Essen, die verzückten Gesichter der Tischnachbarn verstärken diesen Reiz positiv und steuern unsere künftige Reaktion auf das Essen, die künftigen Präferenzen.

Das ist eine gute Nachricht für angehende Veganerinnen und andere, die gern weniger tierische Produkte konsumieren möchten, denn auch hier ist *exposure* zentral. Wer heute kein Gemüse mag und pflanzliche Alternativen zu Fleisch oder Käse grässlich findet, muss

nicht ewig so empfinden. Der Mensch kann seine Präferenzen, seinen Geschmack anpassen, kann neue Ernährungsstile, neue Gerichte, neue Erfahrungen schätzen lernen.

So die Theorie. Doch wie schafft man es in der Praxis, dahin zu kommen?

## 5. Das Glück

In den Wochen vor der Eröffnung ihres neuen Restaurants in Zürich stellt Zizi Hattab ihre eigene Ernährung um. Sie hangelt sich auswärts von Salat zu Quinoa-Bowl zu Salat. Und sehnt sich bald nach Meeresfrüchten, vermisst Käse, Speck und das knusprig frittierte *Southern Fried Chicken*, das sie ass, als sie in den USA lebte und kochte.

Hattab erinnert sich an die *Ceviches*, die sie im Restaurant des mexikanischen Spitzenkochs Enrique Olvera zubereitet hatte. Einzigartige Fischgerichte, die mit frischer Würze die Geschmäcker des Ozeans auf den Teller bringen. So wähnt man sich mit einem

«Der Michelin-Stern freut mich, ehrt mein Team. Mehr aber auch nicht»: Zizi Hattab.



Bissen rohem Fisch für eine Sekunde auf einem Segelschiff, das von einer salzigen Brise übers Wasser getragen wird. Hattab fragt sich: Wie schaffen es diese Gerichte, solche Emotionen zu erzeugen? Was stellen sie im Gaumen an? Und wie könnte man das wohlige Schaudern mit pflanzlichen Produkten erzeugen?

«Der Michelin-Stern freut mich, ehrt mein Team. Mehr aber auch nicht»: Zizi Hattab.

Die Köchin macht sich auf die Suche nach dem Geschmack von Meer. Sie will *Aguachile*, ein mexikanisches Crevettengericht, nachkochen, mischt Algen, Ingwer, probiert, tüfelt weiter. Und findet einen Geschmack, den sie gar nicht gesucht hatte: «Es schmeckte, als würde ich den Kopf einer Crevette aussaugen», erzählt sie und lächelt wie eine Person, die gerade erfolgreich einen Zauberwürfel gelöst hat. «Es war wie ein *brainfuck*, ich dachte: Das ist doch pflanzlich, wie kann das sein?» Andere Experimente frustrieren. Ohne Zusatz-

stoffe oder Chemikalien – nur mit Pflanzen – Geschmäcker zu erzeugen, die Käse, Speck oder *fried chicken* ähneln, ist eine Wissenschaft.

Hattab kreiert den *KFM*, den *Kle Fried Mushroom*. Pilz ersetzt Poulet. Und eigentlich, sagt Hattab, eigne sich der Austernpilz sogar besser als das Fleisch, weil man sich das ganze Ding in den Mund stecken könne, ohne dabei an Hühnerknochen denken zu müssen. Sie kocht die Harira-Suppe aus der marokkanischen Heimat ihrer Eltern nach: mit Hülsenfrüchten, Tomaten, Zwiebeln – ohne Rindfleisch. Marokkanische Gäste sagten ihr, die Suppe schmecke wie jene ihrer Grossmutter. Sie kenne zwar weder deren Grossmütter noch ihre Heimatregionen, sagt Hattab. «Aber die Emotionen, die der Geschmack erzeugt, sind Harira-Suppe-Emotionen.»

Wenn sie für ihre marokkanische Familie Couscous-Tajine kocht, verwendet sie zwar kein Lamm mehr, aber dieselben Gemüsesorten, dieselben Gewürze, die

Sultaninen und die Zwiebeln aus der klassischen, fleischlastigen Tajine. Alle seien zufrieden, sagt Hattab. «Ich verschweige das fehlende Fleisch, und sie bemerken es nicht einmal, weil die Tajine lecker schmeckt.»

Essen, das da anknüpft, wo wir herkommen, öffnet das Herz. Wenn wir den Sonntagsbraten vom Vater oder von der Grossmutter zum besten Mahl überhaupt krönen, liegt das wohl weniger an ihren Kochkünsten als an der Geborgenheit, die wir damit verbinden. Im Pixar-Film «Ratatouille» gibt es dazu eine herz-wärmende Szene.

Die Küche setzt einem gefürchteten Restaurantkritiker ein schlichtes Gemüsesegericht vor, ein Ratatouille. Für ein französisches Spitzenrestaurant unerhört. Der erste Biss katapultiert den Kritiker zurück in seine Kindheit und erschüttert ihn so tief, dass ihm der Kugelschreiber, bereit, einen Verriss zu schreiben, in Zeitlupe aus den Fingern gleitet.

## 6. Der Ekel

Geschmack ist Heimweh, Nostalgie, aber vor allem auch Alltagserfahrung. Als Zizi Hattab beginnt, sich pflanzlich zu ernähren, hasst sie Mandelmilch, Sojamilch, «das schmeckte alles schlecht», sagt sie. Und nun könne sie keine Kuhmilch mehr trinken, weil sich ihr Geschmacks-sinn verändert habe.

«Um sich an eine neue Ernährung zu gewöhnen, braucht es erstaunlich wenige *exposures*», sagt der Psychologe John Prescott, der an der australischen Universität Newcastle forscht und zahlreiche Experimente zu geschmacklichen Vorlieben entwickelt hat. 2012 liess seine Forschungsgruppe Probandinnen Karotten-Koriander-Suppe degustieren. Die Testesser probierten zunächst unterschiedlich stark gesalzene Suppen-Shots und mussten angeben, welche sie gut und welche sie weniger mochten. Die ungesalzene Suppe hassten sie.

Eine Woche später probierten sie nur noch die ungesalzene Suppe, und zwar jeden Tag. Sie gefiel ihnen immer besser. Nach vier- bis fünfmal probieren war es sogar ihre liebste Variante.

Was auch hilft, um sich möglichst schnell an neues Essen zu gewöhnen: Vertrautes mit Unvertrautem kombinieren. Etwa den verhassten Blumenkohl mit der Lieblingstomatensauce beglei-



ten, weil sie einerseits den Ekel mindert. Andererseits enthält die Tomatensauce viel Süsse und Umami – die perfekte Kombination, um dem Körper rasch beizubringen, den Blumenkohl zu mögen. Und wenn er Vegetarier werden wollte, sagt Psychologe Prescott, ginge er mit Freunden in ein vegetarisches Restaurant, um dort möglichst viel Spass zu haben. Der Spass wird mit dem Essen verknüpft: «Wir sind einfach gestrickt», sagt er. «Wie Pawlows Hund, leicht zu konditionieren.»

Nur vermutet Prescott, dass es viel leichter sei, Tofu und Blumenkohl schätzen zu lernen, als auf das geliebte Entrecôte zu verzichten. Haben wir uns einmal einen Ernährungsstil angeeignet, ist es sehr schwierig, davon wieder loszukommen. Lernen ist einfacher als verlernen.

Deshalb sei es vermutlich ratsam, den Fleischkonsum langsam zu reduzieren – und den Verzicht mit schmackhafter pflanzlicher Nahrung aufzufangen, die dem Körper auch die Nährstoffe liefert, die er erwartet: also Essen mit Umami-Geschmack und Proteinen. Auch Pflanzliches kann man heiss anbraten. «Nichts schmeckt langweiliger als gedämpftes Essen», so Prescott.

Wer mehr Pflanzliches essen und lieben lernen will, muss also verstehen, wie interessantere Geschmäcker überhaupt entstehen. Der Geschmack von gebratenen Pflanzen wird jenem vom Fleisch noch ähnlicher, wenn man Grünzeug oder Tofu mit ein wenig Ahornsirup anbrät. Und um sich für Cappuccino mit Hafermilch zu begeistern, hilft nebst wiederholtem Probieren eine Prise Salz.

Denn bei der Kuhmilch gleicht Fett die Bitterkeit des Kaffees aus; Hafermilch kann das nicht. Dafür aber Natrium, also Salz.

Als Wissenschaftlerinnen am führenden Forschungsinstitut für Geschmack und Geruch, dem Monell-Zentrum, herausfanden, dass Natrium Bitterkeit blockiert, erzählten sie beim Mittagessen einem Food-Truck-Inhaber von ihrer Entdeckung. «Oh, ihr Uni-Leute habt es nun auch endlich verstanden», soll er gesagt haben. «Ich salze meinen schlechten Kaffee seit 30 Jahren.»

Meistens brauche sie keine radikal neuen Lösungen, sagt Hattab, um pflanzliche Nahrung schmackhaft zu machen. Es reiche zu schauen, welche Lösungen Menschen anderswo auf der Welt gefunden hätten, als Fleisch, Eier oder Fisch – oder das Geld dafür – knapp waren. Ein Omelett könne zum Beispiel auch ohne Eier wie Omelett schmecken, wenn man dafür wie in Südtalien Kichererbsenmehl verwende und wie in Südostasien Kala Namak darüberstreue, ein Salz mit besonders hohem Natrium- und Sulfat-Gehalt – jenen chemischen Bestandteilen, die den Eiergeschmack ausmachen.

## 7. Die Versöhnung

Zizi Hattab eröffnet ihr erstes Restaurant Kle im Januar 2020. «Gault Millau» kürt sie wenige Wochen später zum «Koch des Monats». Der Restaurantführer schreibt: «Hattab gelingen vom Start weg Gerichte mit einer dosiert exotischen Note, die einen nie mit dem Eindruck

zurücklassen, dass etwas fehlen würde.» Zwei Monate später muss sie bereits wieder schliessen. Corona-Pandemie. Der Bundesrat verbietet den Gastronomiebetrieb. Und trotzdem: Wer heute im «Kle» essen will, muss bereits Wochen vorher einen Tisch reservieren.

«Ich brauche weder Michelin-Sterne noch Gault-Millau-Punkte», sagt Zizi Hattab, «aber sie geben mir und damit der pflanzlichen Ernährung eine Stimme. Denn es gibt Gäste, die in unser Restaurant kommen, das Menü lesen und wieder gehen, weil sie kein Fleisch finden. Manche von ihnen lassen sich aber durch die bekannten Restaurantführer überzeugen.»

Erinnerungen, Emotionen: Essen als Gemeinschaftserlebnis.

Der Versuch, Veganismus als exklusiven Lifestyle zu verkaufen, hat dem Bestreben, pflanzliche Nahrung als Norm zu verankern, womöglich mehr geschadet als geholfen. Missionarischer Eifer, oberlehrerhafte Bemerkungen lösen oft mehr Widerstand als Lust aus. «Es gibt eine schlaue und eine dumme Art, dafür zu sorgen, dass Menschen ihren Lebenswandel ändern», sagte jüngst der Kochbuchautor Yotam Ottolenghi, der mit seinen Rezepten den Geschmack einer ganzen Generation geprägt hat. «Leute darauf hinzuweisen, was sie essen oder nicht essen sollen, führt nur zu Groll.»

Er fügt an: «Ich würde lieber sagen: Schaut her, was man mit diesen Gemüsen Wunderbares kochen kann.»

Das wird aber nicht reichen. Wir können nicht jeden Abend bei Zizi Hattab

## Was wünschten Sie, würden alle über die Klimakrise verstehen?



«Die Klimakrise ist eine Chance, eine gerechtere, ökologisch nachhaltigere Welt zu schaffen, in der alle Menschen Zugang zu sauberer Energie und gesunder Ernährung haben. Die Geschichte zeigt uns, dass sich Krisen als sozial transformativ erweisen können; wir haben die seltene Gelegenheit, unser menschliches System innerhalb der Parameter unseres Erdsystems zu verändern.»

**Gaia Vince**

Journalistin, Autorin von «Nomad Century – How Climate Migration Will Reshape Our World»



Erinnerungen, Emotionen: Essen als Gemeinschaftserlebnis.

oder Yotam Ottolenghi Harira-Suppe oder Zitronen-Rosenkohl-Risotto essen. Und gutes Gemüse selbst zu kochen, das braucht nebst Wissen auch Übung. Viele Menschen in diesem Land können aus dem Handgelenk ein Steak braten oder Nudeln kochen. Eine ausgewogene, rein pflanzliche Küche sind viele erstens weniger gewohnt. Und zweitens: Rein pflanzliche Küche kostet mehr Zeit. Spitzenkoch Daniel Humm musste in New York 20 zusätzliche Köche einstellen, als er seine Menükarte auf Pflanzen umstellte.

Bis die Menschen politische Massnahmen akzeptieren, die den Konsum von tierischen Produkten verteuern oder einschränken, wird viel Zeit vergehen – wie damals bei den Zigaretten. Das bedarf Geduld, bedeutet aber nicht, dass die Konsumentin bis dahin auf sich allein gestellt ist. Landwirtinnen, die verarbeitende Industrie, Detailhändler: Sie alle können darüber mitentscheiden, was zu welchem Preis zu kaufen ist. Res-

taurants und Mensen können dafür sorgen, dass sie als veganes Menü nicht nur die immer gleiche langweilige Quinoa-Salat-Kombi anbieten. Ein Anfang wäre es schon einmal, wenn sie sich bei Hattabs *Kle Fried Mushrooms* inspirieren liessen.

Damit sich Gesellschaften verändern, müssen sich alle bewegen. Und dafür braucht es auch neue Generationen mit einem anderen Blick auf die Welt.

Als wir Zizi Hattab im Dezember in ihrem zweiten Restaurant Dar treffen, das sie 2021 in Zürich eröffnet hat, sagt sie: «Unsere Kinder werden sich bewusster ernähren, als wir es heute tun. Davon bin ich überzeugt. Viele Gäste kommen zu uns ins Restaurant essen – mit und wegen ihrer Kinder.»

Wir fragen: «Weil sie ihnen zeigen wollen, wie gut Gemüse sein kann?»

«Nein», antwortet Zizi Hattab. «Es ist heute andersherum. Die Kinder kommen, weil sie ihren Eltern zeigen wollen, wie lecker Gemüse sein kann.» **R**

Unser Angebot

**240**  
CHF / Jahr

**Jahresmitgliedschaft**  
Mit der Mitgliedschaft erhalten Sie Zugang zum Magazin und sind Teil der Community. Gleichzeitig sind Sie Mitglied der Project R Genossenschaft und haben Stimmrechte.

**140**  
CHF / Jahr

**Ausbildungs-Mitgliedschaft**  
Mit dieser Mitgliedschaft erhalten alle Auszubildenden und Studierenden Zugang zum vollständigen Republik-Angebot inklusive Genossenschafts-Mitgliedschaft – zu einem vergünstigten Preis.

**1000**  
CHF / Jahr

**Gönnermitgliedschaft**  
Mit der Gönnermitgliedschaft erhalten Sie Zugang zum Magazin und sind Teil der Community.

Gleichzeitig sind Sie Mitglied der Project R Genossenschaft und haben Stimmrechte.

Ihre Grosszügigkeit ermöglicht es, die Republik auch Personen zugänglich zu machen, die sich eine volle Mitgliedschaft nicht leisten könnten.

**22**  
CHF / Monat

**Monats-Abo**  
Sie erhalten Zugang zum Magazin und zum Dialog – ohne dass Sie Teil unserer Genossenschaft werden.

**?**  
CHF / Jahr

**Freier Betrag**  
Journalismus kostet. Aber wir wollen niemanden ausschliessen. Falls Sie sich den Beitrag nicht leisten können, bitten wir Sie um eine knappe Begründung und einen Preis, der Ihnen gerecht scheint.

**Was erwartet mich?**

Die Republik liefert täglich einen bis drei Beiträge zu Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur, die Sie via App, Website oder einen unserer Newsletter lesen (und neu auch hören) können. Dabei liegt unser Fokus auf Hintergrundrecherchen und Analysen zu latenter Aktualität, nicht auf schnellen News.

Unsere Berichterstattung wird vielstimmiger durch den Dialog, in dem sich die Leserschaft zu jedem Beitrag mit der Redaktion austauscht – das ganz sicher höflichste Dialogforum der Schweiz. Ausserdem veröffentlichen wir regelmässig alle unsere Zahlen und berichten von hinter den Kulissen: Finanzen, Besitzverhältnisse, Arbeitsweisen, Fehler, Löhne – wir sind überzeugt, dass es wichtig ist zu zeigen, unter welchen Bedingungen Journalismus hergestellt wird.

Und nicht zuletzt kommen Sie als Mitglied der Community in den Genuss ausgewählter Veranstaltungen – seien dies hochkarätig besetzte Podien, Meet and Greets mit der Redaktion oder spontane Apéros in den liebsten Quartierbeizen unserer Komplizinnen.

**Weshalb sollte ich das tun?**

Mit Ihrem Monatsabonnement oder Ihrer Jahresmitgliedschaft leisten Sie einen wichtigen Beitrag zur Medienvielfalt der Schweiz. Und Sie unterstützen uns in unserem Vorhaben, ein neues Geschäftsmodell für unabhängigen Journalismus zu etablieren.

Wenn Sie eine Jahresmitgliedschaft lösen, werden Sie automatisch auch Genossenschafter und damit Verlegerin der Republik. Das ist für Sie ohne Risiko, dafür mit Einblick und Einfluss verbunden: Wir erklären, was wir tun – und Sie können mitentscheiden.

Damit machen Sie uns unabhängig und ermöglichen uns erstens kompromisslose Qualität: Unsere Reporter und Journalistinnen haben die Zeit, ein Thema mit der angebrachten Sorgfalt und Hartnäckigkeit zu recherchieren. Und zweitens können wir uns so auf unseren einzigen Kunden konzentrieren: Sie.

Und müssen weder möglichst viele Klicks generieren noch Sie mit nervigen Anzeigen belästigen. Wir tracken nicht und wir verkaufen Ihre persönlichen Daten niemals weiter.

republik.ch/angebote

**Kommen Sie an Bord!**



republik.ch/angebote



## Journalismus, der uns in der Klimakrise wirklich weiterbringt

Die Klimakrise ist hier. Die Lage ist ernst. Was tun?

Mit dieser Frage haben wir im Januar 2023 das Klimalabor gestartet. Einen Ort für Austausch und Experimente. Um gemeinsam nach Antworten zu suchen. Und herauszufinden, wie Journalismus in der Klimakrise seiner Verantwortung gerecht werden kann. Oder ganz konkret: mit welchem Angebot wir bei der Republik künftig einen Unterschied machen können.

Über 7500 Menschen haben sich auf dieses Abenteuer eingelassen. Haben mit uns geteilt, wie sie in die Zukunft blicken. Uns verraten, wo die Klimakrise für sie besonders präsent ist und auf welche Fragen sie noch keine guten Antworten haben. Haben das Kraftwerk in Zürich mit Neugier und Energie gefüllt (👍↑). Haben an Online-Workshops darüber ge-

sprochen, wie man als Individuum einer globalen Krise begegnet. Haben mit uns über Ohnmacht und über Hoffnung diskutiert. Haben uns Hunderte Anregungen geschickt und uns in Gesprächen die Meinung gesagt.

All dies hat uns geholfen, zu verstehen, was es braucht.

Nun sind wir daran, ein passendes Angebot zu entwickeln. Eines, das in seiner Dringlichkeit und Ambition der Klimakrise gerecht wird. Das mehr Menschen erreicht als bisher und auch andere Medien und Journalistinnen inspiriert. Das anregt, das trotz düsterer Aussichten nach vorn blickt, das verlässlich und nützlich ist. Und das den Austausch über Wege aus der Krise fördert.

Wir freuen uns darauf, Ihnen bald mehr zu erzählen.



[republik.ch/klima](https://republik.ch/klima)

**Lesenswertes zur Klimakrise.  
Und alles dazu, wie es weitergeht.  
Kostenlos den Newsletter abonnieren.**